Halle, Sonnabend, den 18. Februar 1922
Nummer 70 ✦ 56. Jahrgang

Saale-Zeitung

Hallesche Neueste Nachrichten, Handelsblatt für Mitteldeutschland

Die Saale-Zeitung erscheint wöchentlich siebenmal und zwar als Frühblatt. Die Bezugsgebühr beträgt in Stadt und Land sowie durch die Post bei freier Zustellung monatlich M. 10.00, in den Ausgabestellen abgeholt M. 8.75 monatlich. Die achtgespaltene Anzeigen-Millimeter-Zeile kostet im Ortsverkehr M. 1.00, im auswärtigen Verkehr M. 1.20. Reklamen die Millimeter-Zeile M. 4.00 im Ortsverkehr und M. 5.00 im auswärtigen Verkehr. Anzeigen-Schluß: Vier Uhr nachmittags.

Geschäfts-Gebäude: Halle a. S., Neue Promenade 1a und Große Brauhausstraße 17. Fernsprecher-Sammelzentrale: Sammelnummern 1140 und 1142. Stadt-Geschäftsstelle: Markt 24. Drahtt-Anschrift: „Saalezeitung Hallesaale". Bank-Rechnung: Bankhaus Reinhold Steckner, Halle a. S. Postscheck-Konto: Leipzig 22815. Erfüllungsort und Gerichtsstand: Halle an der Saale. Bezugskündigungen sind nur bis zum 20. eines jeden Monats zum Schluß des laufenden Monats zulässig.

Lehren.

Die breite Koalition der Mitte.

Die Presse der Regierungsparteien ist — wenigstens zum Teil — voll Freude über den Sieg, den das Kabinett Wirth über seine Widersacher errungen hat. Wenn man sich die Vorgänge der letzten Tage noch einmal ins Gedächtnis zurückruft und sich an all die Gehässigkeiten und Intrigen erinnert, die gesponnen wurden zu einer Zeit, an deren Horizont die für Volk und Reich so unendlich bedeutungsvolle Konferenz von Genua — die man im Hinblick auf die französischen Machinationen eigentlich besser die Verschwörung von Genua nennen könnte, steht, so ist dieser Jubel nur allzu begreiflich. Zum ersten Mal ist eine schleichende Krise nicht mit faulen Kompromissen und Hinterhältigkeiten beendet worden, sondern „in offener Feldschlacht" hat der Kanzler, wie er es vor Wochen auf dem Zentrumsparteitag angekündigt hatte, seine Gegner gestellt und sich mit 220 gegen 185 Stimmen bei 16 Enthaltungen ein positives Vertrauensvotum geholt. Auch dieser Sieg der zuerst durch eine falsche Auszählung auf 230 Jastimmen noch größer schien, bedeutet eine erfreuliche Ueberraschung. Die Regierungsparteien selbst verfügen insgesamt über genaue 220 Stimmen. Davon fehlten infolge dringender Verhinderung und Krankheit 7. Genau diese 7 Stimmen wurden ersetzt durch 3 Mitglieder der Bayerischen Volkspartei und je 2 Mitglieder der Deutsch-Hannoveraner und des Bayerischen Bauernbundes. Das Minus von 35 Stimmen auf der Oppositionsseite rührt daher, daß auch dort eine Anzahl von Mitgliedern gefehlt und daß ein Dutzend unabhängiger Sozialisten den Saal während der Abstimmung verlassen hatten.

So erfreulich das Ergebnis ist, so lehrt es doch, daß es immerhin von Zufälligkeiten abhängig war. Hätten in den Bänken der Unabhängigen nicht so viele Mitglieder gefehlt oder wären sie nicht abkommandiert gewesen, so hätte der Ausfall ein anderes Gesicht getragen. Ebenso wenig darf man damit rechnen, daß die Regierungsparteien bei jeder Abstimmung so fast vollzählig zur Stelle sein werden. Daß dies kein Zustand ist, der auf die Dauer vertragen werden kann, liegt auf der Hand. Eine Regierung, die vermaßen von äußeren und inneren Fährlichkeiten umgeben ist, kann nicht die Arbeit leisten, die sie leisten soll und muß. Und darum muß es das letzte Mal gewesen sein, daß eine Krise so leichtfertig heraufbeschworen wird.

Wenn eine Schlacht geschlagen ist und der Sieg gewonnen, trifft ein guter Feldherr alsbald seine weiteren Dispositionen zur Ausnutzung des Sieges. Jeder Sieg, der nicht letzten Endes das Endziel im Auge hat, bleibt ein Augenblickserfolg. In dieser Lage befindet sich heute die Regierungsparteien. Sie haben vor allem der Deutschen Volkspartei, aber auch den Unabhängigen, bewiesen, daß die Regierung nicht von ihrer Gnade abhängig ist, daß es auch ohne sie geht. Die Deutsche Volkspartei vor allem hat auf ihre Ueberheblichkeit einen heilsamen Dämpfer bekommen, den sie, wie man ernstlich hoffen muß, nicht so rasch vergessen wird. Wenn ihr Parteiorgan die interessante Feststellung machte, die Deutsche Volkspartei erkenne die Notwendigkeiten der großen Koalition auch heute noch, nach dem Mißtrauensvotum gegen Dr. Wirth, an, da der Zwang unserer Lage zur großen Koalition als den einzigen möglichen Ausweg aus unseren Nöten dränge, so möchte man glauben dürfen, daß sie auch ihrerseits aus den Vorgängen der letzten Tage allerlei Nützliches gelernt hat, und daß die Bemerkung ihres Organs, die Krise des Kabinetts Wirth habe die Luft gereinigt und manche besinnlicher gemacht, auf sie selbst gemünzt ist. Auch die Sozialdemokratie hat bis in die letzten Tage hinein diese Notwendigkeit grundsätzlich anerkannt und tut es auch heute noch, nicht weniger wie Zentrum und Demokratische Partei. Kommen wird und muß diese breite Koalition der Mitte, wenn wir nicht schon in der nächsten Woche wieder vor einer neuen Krise stehen wollen.

Die Steuerausschüsse sind demnächst mit ihren Beratungen zu Ende; bei den Abstimmungen wird es sich schon zu zeigen haben, ob die Volkspartei am Steuerkompromiß festhält, was ihre Führer wiederholt erklärt haben. Dann aber kommt der kritische Augenblick, wenn die Beschlüsse der Ausschüsse vor das Plenum kommen und dort darüber abgestimmt wird. Bekanntlich hat die Deutsche Volkspartei erklärt, daß sie an dem Kompromiß nur dann festhalten werde, wenn „persönliche und sachliche Garantien" gegeben werden. Unter „persönlichen" Garantien kann doch wohl nichts anderes als der Eintritt in die Regierung verstanden werden; unter „sachlichen", daß nach diesem Eintritt Regierung und Regierungsparteien gemeinsam eine Art Programm aufstellen. Letzten Endes laufen also diese Forderungen auf nichts anderes, als eben auf die breite Koalition der Mitte hinaus. Wie sehr der Deutschen Volkspartei an dem Eintritt in die Regierung gelegen ist, das hat sie ja eben jetzt damit bewiesen, daß sie bereit war, ihr Mißtrauensvotum zurückzuziehen und in die Regierung einzutreten. Ja sie hätte sich sogar wahrscheinlich mit der bloßen Bereitwilligkeitserklärung einer demnächstigen Bildung der großen Koalition zufrieden erklärt. Wenn gesagt wird, die Regierungsparteien hätten es nach ihrem Siege überhaupt nicht mehr nötig, sich um die Volkspartei zu kümmern, und sollten ihr nun endgültig die kalte Schulter zeigen, so scheint uns das doch eine Verkennung der Sachlage zu sein. Wenn die neuen Steuern beschlossen und durchgeführt werden sollen, so kann man dazu nicht eine Partei ausschließen die breite Volkskreise und gerade die tragfähigsten Schultern umfaßt; so wenig, wie es denkbar wäre, die Steuern ohne die Mehrheitssozialisten zu machen. Vor allem aber darf nicht vergessen werden, daß die Konferenz von Genua in Sicht steht, und daß wir dort zu beweisen haben werden, daß wir unseren Haushalt in Ordnung gebracht haben.

Daran zu denken und sich vor allem dieses Ziel vor Augen zu halten, wird in der allernächsten Zeit Pflicht und Aufgabe aller verantwortungsbewußten politischen Kreise sein. Und da es dem Reichskanzler als dem Träger und Repräsentanten dieser Politik besonders am Herzen liegen muß, sein Ziel zu erreichen, so wird er sich reiflich zu überlegen haben, ob es nicht angezeigt sein wird, alle noch so berechtigten Verstimmungen und Empfindlichkeiten zu unterdrücken und auf das Ziel loszusteuern, das ihm die Erfüllung seiner Politik verheißt. Wer ein Ziel erreichen will, muß auch die Mittel dazu wollen.

Die Wohnungsbau-Abgabe.

Reichstag.

Berlin, 17. Febr.

Der Reichstag erledigte in seiner heutigen Sitzung zunächst eine Reihe kleiner Anfragen und wendete sich dann der Vorlage über die Erhebung einer Abgabe zur Förderung des Wohnungsbaues zu. Dabei handelt es sich um die Erhöhung der bisherigen Mietsteuer von 10 (Staats- und Gemeindesteuer je 5 Proz.) auf 50 Proz. (je 25 Proz.). Die Deutschnationalen beantragen Ablehnung des Entwurfes und empfehlen eine Resolution, in der die Materie als Angelegenheit der Einzelländer bezeichnet und die Ermäßigungen der Verpflichtungen gegenüber dem feindlichen Ausland als Vorbedingung für die Förderung des Wohnungsbaues gefordert wird.

Ministerialrat Dr. Ritter empfiehlt die Vorlage zur Annahme und dankt den öffentlichen und den Landesversicherungsanstalten für die Darlehen zur Förderung des Wohnungsbaues. Die Verzinsung dieser Summen solle durch die Mietsteuer aufgebracht werden.

Abg. Daaile (Dn.) lehnt die Vorlage ab. Die Beschlüsse des Wohnungsausschusses zeigten revolutionäre Wege. Diese Wege könnte seine Partei nicht mitmachen. Bevor der Versailler Vertrag nicht beseitigt sei, hülsen die kleinen Mittel dem Wohnungsbau nicht. Das Schematische des Achtstundentages muß aufhören. Das Baugewerbe, das im Winter große Pausen und Verluste habe, könne im Sommer mehr arbeiten. Diese Art Gesetzgebung führe zur Verelendung der Massen und sei das Gegenteil von Sozialisierung. (Auf Zwischenrufe des Abg. Ad. Hoffmann (Komm.) entspricht sich zwischen diesem und dem Redner eine lebhafte Auseinandersetzung, wobei Redner den Abg. Hoffmann als „August" bezeichnet, während ihm dieser „Heiterkeitsbazillus!" antwortet.) Redner fordert den Abbau der Zwangswirtschaft.

Abg. Silberschmidt (S.): Wir werden nur dann bauen können, wenn der Wohnungsbau nicht dem freien Spiel der Kräfte überlassen bleibt. Fehlt die Zwangsbewirtschaftung auf dem Wohnungsmarkt, steigen nicht nur die Mieten, sondern auch die Herstellungskosten der Neubauten. Dank diesem Gesetz und dem Reichsmietengesetz sowie mit Einfluß der öffentlichen Baugelder werden insgesamt 20 Milliarden aus öffentlichen Mitteln und Mitteln zusammen zu Wohnungsbau zur Verfügung stehen. Daher ist eine Kontrolle notwendig, daß die Gelder rationell und produktiv verwendet werden. Die Beibehaltung der Zwangswirtschaft würde nichts helfen.

Abg. Tremmel (D.V.) tritt für Aufrechterhaltung der Zwangswirtschaft ein, um einen Ausgleich zwischen Angebot und Nachfrage zu schaffen. Er stimme aber der Regierungsvorlage zu, fordert jedoch angesichts der starken Belastung der Mieter geordnete Verwendung der Gelder. Hauptsache sei, daß rasch gearbeitet werde, damit die beste Bauzeit nicht ungenützt verstreiche. Dem schematischen Achtstundentag fehle die Berechtigung. Bei Einräumung des Selbstbestimmungsrechtes sei auch das Baugewerbe zur Mehrarbeit bereit. Auf die Anregung des Redners, für Ledigenheime und ähnliche Veranstaltungen Kostenzuschüsse zu gewähren, erwidert Ministerialdirektor Dr. Ritter, daß die Regierung solche Zuschläge gewähren werde.

Abg. Heidemann (Komm.) lehnt dies Gesetz der „Massenbesteuerung" für seine Partei ab.

Abg. Barth (Dem.) meint, um das Elend nicht noch weiter zu vermehren, müßten von der Allgemeinheit Opfer gebracht werden, und tritt für das Kleingewerbe ein, das einfach nicht zu entbehren sei.

Abg. Jaud (Bayer. V.) behält sich für seine Partei die endgültige Stellungnahme noch vor. Die Zustimmung wird davon abhängen, wie das freizulassende Einkommen begrenzt wird.

Abg. Teuber (Komm. Arbeitsgem.) lehnt das Gesetz ab, da das Geld doch nur in die Taschen der Bauunternehmer fließen würde.

Morgen Mittag 12 Uhr Weiterberatung. Außerdem Rechtszustände im Saargebiet. Schluß 7 Uhr.

„Der Versailler Vertrag unhaltbar".

Wachsende Erkenntnis in Italien.

Von maßgebender außenpolitischer Seite in Berlin hören wir, daß die Bewegung in Italien für eine Revision des Versailler Vertrages immer größeren Umfang annimmt. Der frühere Minister Orlando, der bekanntlich den Vertrag mit unterzeichnet hat, äußerste z. B. bei der Kabinettsbildung Bonomi gegenüber, daß eine Revision des Versailler Vertrages unbedingt erfolgen müsse und der Vertrag in der jetzigen Form nicht weiter bestehen könne, wenn Deutschland und die vertragsschließenden Länder nicht dauernd unter Wirtschafts- und Finanznöten leiden sollen.

Um Genua.

Paris, 17. Februar

„Oeuvre" schreibt heute: Alle Anstrengungen Poincarés, eine Verschiebung der Konferenz von Genua zu erreichen, scheinen umsonst gewesen zu sein. Seit Mittwoch ist Poincaré bekannt, daß die italienische Regierung durch Vermittlung ihres Botschafters in London die Versicherung abgegeben hat, daß alle Vorbereitungen zum 8. März abgeschlossen seien. Lloyd Georges besteht darauf, daß der europäische Wiederaufbaukongreß an diesem Tage beginnt und unser Ministerpräsident versteift sich vergebens darauf, telephonisch oder telegraphisch oder durch Sonderkuriere Einwände zu machen. Alle Argumente stoßen sich an dem ruhigen Entschluß der Engländer nichts zu ändern, an dem, was beschlossen ist, und in dieser Hinsicht seien Italien und England einig. Das Schicksal des Kabinetts Bonomi ist ungewiß, und es hängt von der Parlamentsdebatte ab, die sich heute in Rom entwickelt. Falls diese Debatte Bonomi nicht günstig ist, wird man notwendigerweise die Bildung eines neuen Kabinetts abwarten müssen. Bonomi hat gestern erklärt: nachdem wir erreicht haben, daß die Konferenz von Genua zusammentritt, haben wir Europa gegenüber eine Verpflichtung eingegangen. Diese Verpflichtung müssen wir halten. Wir werden zur festgesetzten Zeit bereit sein. Gestern sagte der englische Unterstaatssekretär Harmsworth im Unterhause: Die endgültige Festsetzung des Beginns der Konferenz von Genua sei Sache des italienischen Kabinetts. Man sieht also, sagt das Blatt, daß die Angelegenheit entschieden ist. Poincaré mag nun noch so verstimmt sein, es bleibt nichts anderes übrig als sich zu beeilen.

Die Vorbereitungen zur Genuaer Konferenz

bilden den Gegenstand eingehender Beratungen der einzelnen Ministerien, namentlich des Reichswirtschaftsministeriums. Dabei wurde insbesondere auch Fühlung mit den Wirtschaftskreisen, sowie mit verschiedenen Spitzenverbänden genommen. Die Beratungen erstreden sich auf einen großen Komplex von Fragen, so auf Finanzfragen, die Regelung des Geldumlaufes, den Wiederaufbau, allgemeine Wirtschafts- und Handelsfragen, die Valutafragen, die Regelung des Konsularwesens, Erleichterungen und Sicherungen für die Ein- und Ausfuhr sowie Fragen des Transport- und Justizwesens. Die Arbeiten, die bereits ziemlich weit gediehen sind, sind z. Zt. noch nicht abgeschlossen. Ebensowenig steht die Zusammensetzung der deutschen Delegation für Genua bisher fest.

Erzbergers Mörder in Budapest.

Ueber den Aufenthalt der Mörder Erzbergers in Ungarn weiß das „Budap. Tagebl." mitzuteilen: Der Münchener Kaufmann Schultz und der frühere Oberleutnant Heinrich Tillesen sind bereits im Oktober aus München in Budapest eingetroffen. Sie verkehrten dort in den prunkvollsten Vereinslokalen der beiden Irregulären-Organisationen des Vereins der erwachenden Ungarn, dessen Leiter der bekannte Bandenführer Oberleutnant Betjas ist und des Landwehrmachtvereins Move, der unter Führung des Generalstabshauptmanns Gembes steht. Im Dezember 1921 wurden Schultz und Tillesen durch einen Zufall erkannt. Die deutsche Gesandtschaft meldete dies sofort der ungarischen Polizei. Etwa 14 Tage lang geschah in der Sache nichts, obwohl die deutsche Gesandtschaft wiederholt um Erledigung bat. Mittlerweile hatte die deutsche Staatsanwaltschaft, die von der Sache verständigt worden war, zwei deutsche Detektive nach Budapest gesandt. Die Nachforschungen dieser Detektive wurden von der ungarischen Polizei stark verzögert. Der deutschen Detektiven gelang es nach Aufnahme der Nachforschungen, die Identität der Mörder Erzbergers festzustellen. Sie stellten fest, daß beide mittels Chiffrebriefen eine lebhafte Korrespondenz führten. Es gelang auch, ihre Wohnungen zu ermitteln und die Unterhaltungslokale, in denen sie sich amüsierten. Anscheinend verfügten sie über große Geldmittel. Sie kauften Kleider und Pelze für Hunderttausende. wohnten dann im Hotel Astoria, dem besten am Platze. Nach dem Besuch einer gewissen Person verließen sie das Hotel mit ihrem gesamten umfangreichen Gepäck. Die deutschen Detektive folgten ihrer Spur. Als sie aber den Wunsch äußerten, sich nach einer bestimmten Stadt Westungarns zu begeben, wurden sie daran von den ungarischen Behörden mit der Begründung verhindert, daß die Deutschen sich seinerzeit geweigert, den Kommunisten Cerniak auszuliefern, der der Teilnahme an der Ermordung Tiszas beschuldigt war. Erst nach langen Bemühungen wurde dies Verbot aufgehoben. Inzwischen waren kostbare Tage verloren gegangen und die Deutschen dürften an den in Frage kommenden Orten zu spät eingetroffen sein. Sie werden dieser Tage unverrichteter Sache wieder abreisen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19220218016/fragment/page=0001

Der Eisenbahnerstreik vor dem Landtag.

100. Sitzung.

Berlin, 17. Februar 1922.

Das Haus erledigte die gestern wegen Beschlußunfähigkeit abgelehnte Abstimmung über die Verordnung betreffend die Beschäftigung weiblicher Angestellten in Gast- und Schankwirtschaften. Die Anträge und Entschließungen des bevölkerungspolitischen Ausschusses werden angenommen. Der Antrag Gold (Dem.), der die Zimmermädchen von der Verordnung ausnehmen will, wird abgelehnt. Es folgt die gemeinsame

Beratung der unabhängigen und kommunistischen Anträge zum Beamtenstreik.

Abg. Meyer-Berlin (Unabh.) befürwortet den Antrag seiner Freunde, der in Absatz 1 die bereits aufgehobene Anti-Streikverordnung des Reichspräsidenten bekämpft, im zweiten Absatz die Aufhebung der gegen den Beamtenstreik gerichteten Verfügung des Berliner Polizeipräsidenten verlangt und die Regierung auffordert, gegen den Polizeipräsidenten sofort ein Verfahren wegen Ueberschreitung seiner Amtsbefugnisse einzuleiten.

Abg. Kuth (Komm.) begründet den Antrag der KPD., der die Zurücknahme aller Maßregelungen der streikenden Eisenbahner und der Berliner städtischen Beamten verlangt und im zweiten Absatz die Regierung ersucht, der Streikbrecherorganisation der Technischen Nothilfe jede Unterstützung zu entziehen.

Abg. Krüger-Potsdam (Soz.) wird beim Beginn seiner Rede von den Kommunisten mit lärmenden Zurufen empfangen: „Krüger Nummer 2, Streikbrecherorganisator!" — Redner betont, die tiefere Ursache des Beamtenstreiks sei die zunehmende Verelendung der unteren und mittleren Beamten. Das Zustandekommen des Eisenbahnerstreiks sei aber nur zu erklären mit der gewerkschaftlichen Unerfahrenheit der Beamten. Dieser Streik sei ein Beweis organisatorischer Unverantwortungslosigkeit. Die Sozialdemokratie habe den Streik verurteilt, aber nicht deshalb, weil sie ein Streikrecht der Beamten ablehnt. Die Rechte, die systematisch die Autorität der Regierung untergrabe, dürfe sich jetzt nicht als Autoritätshüter aufspielen. Die Kommunisten wollen jetzt als Hyänen des Schlachtfeldes die Beamtenbewegung für sich ausnutzen. Ein Streikrecht der Polizei- und der anderen politischen Beamten darf es nicht geben. Gemeinsam mit den unabhängigen Berliner Stadträten bitingen wir den Einsatz der Teno. Sie ist unentbehrlich, solange es der kommunistische Einfluß verhindert, daß die Gewerkschaften durch eigene Einrichtungen diese Nothilfe überflüssig machen. (Beifall bei den Soz., Drohrufe bei den Komm.).

Abg. Blank (Z.) geht auf den Eisenbahnerstreik ein und betont, daß nie ein großer Streik so gewaltsam und frivol vom Zaune gebrochen sei. Der Vorwärts habe viel entschiedener als der Berredner das Beamtenstreikrecht verneint. Das Zentrum habe schon in der Weimarer Nationalversammlung das Streikrecht der Beamten abgelehnt. Die Notlage besonders der unteren Beamtengruppen sei nicht zu leugnen. Die Spannung zwischen den Gehältern der höheren und mittleren Beamten sei zu groß. Die Regierung habe sich schon vor Ausbruch des Streiks bemüht, den Anregungen auf Umgestaltung der Besoldungsordnung Rechnung zu tragen. Innerhalb der Auswüchse des letzten Streiks habe sich die Teno als unbedingt erforderlich erwiesen.

Abg. Becker (Dn.): Wenn weiter wie zuletzt lebenswichtige Betriebe durch Streik lahmgelegt werden, dann wird sich auch das Bürgertum zur Abwehr aufraffen. Keiner, der die Hand an die Gurgel des Staates legen will, wird uns an seiner Seite finden. (Lärm bei den Komm. und Rufe: Kapp-Putsch!) Die Regierung trifft die Schuld, daß sie nicht rechtzeitig bei der Beamtenschaft für Klarheit über die Frage des Streikrechts gesorgt hat, obwohl schon im August 1919 die Reichsregierung und die preußische Regierung unter sozialdemokratischer Leitung das Beamtenstreikrecht abgelehnt hatten. Wir wollen keine Politik der Rache und der Vergeltung aber die Staatsautorität verlangt, daß die Rädelsführer nicht straflos ausgehen, ebensowenig wie diejenigen, die Terror und Sabotage geübt haben. Minister Groener hat solche Terrorakte angeführt. (Abg. Katz-Komm. — ruft: Das hat der Hundsfott alles erlogen!. — Vizepräsident Dr. Porsch ruft den Abgeordneten Katz zur Ordnung.) Trotz der Verordnung des Reichspräsidenten hat Minister Severing die Schupo angewiesen, nur dann gegen die Streikposten einzuschreiten, wenn die nachweislich zum Streik aufgefordert haben. Damit hat Minister Severing die Verfügung des Reichspräsidenten und des Berliner Polizeipräsidenten sabotiert. Der Berliner Gemeindearbeiterstreik hat die Leiden der Bevölkerung noch stark gesteigert. Wer es dahin bringt, daß arme Kinder und Frauen zugrunde gehen (Lärm bei den Komm. und minutelange Rufe: Die Kriegsverbrecher haben das getan!), der ist ein Feind des Menschengeschlechts. Den warmsten Dank verdient die Technische Nothilfe. Die drei Studenten aus ihren Reihen sind auf dem Felde der Ehre gefallen. (Lebh. Beifall.) Wir brauchen einen Ausbau der Teno. Wir müssen uns Elemente vom Leibe halten, die kein Heimatsrecht in Deutschland haben und den Klassenkampf führen. (Lärm bei den Komm.) Hat das preußische Staatskommissariat für öffentliche Ordnung genügend getan, um das Eindringen bolschewistischer Elemente zu verhindern? (Lärm bei den Komm.) Wir hoffen, daß auch in unserer Beamtenschaft wieder der starke nationale Geist einkehren wird, der sie früher ausgezeichnet hat.

Minister des Innern Severing: Ich kann jetzt nur meine persönliche Stellung gegenüber den Anklagen vortragen. Dem Ziel, eine Volksgemeinschaft herzustellen, wird durch solche Reden, wie die des Abgeordneten Becker nicht gedient. (Unruhe rechts.). Wenn er sagt, die jeweilige Regierung bedeute noch nicht die Staatsautorität, so trifft er sich in dieser Auffassung mit den Kommunisten. Ich kenne keine sozialdemokratischen Einflüsse, die einen Beamtenstreik herbeigeführt hätten. Die zwei- bis dreijährige verhetzende Tätigkeit, die die Deutschnationalen in Presse und Volksversammlungen gegen die Staatsautorität entfaltet haben, hat aber doch vielleicht die Beamten zur Meinung gebracht, daß sie durch einen kühnen Husarenritt diese schwache Regierung über den Haufen zu rennen vermöchten. (Lebh. Zurufe bei den Soz.) Die Technische Nothilfe kann überhaupt nur in Verbindung mit der Polizei eingesetzt werden. Die Sache wurde dadurch kompliziert, daß später neben den Eisenbahnbeamten auch Eisenbahnarbeiter streikten, die das Streikrecht hatten. Die Hauptsache war, die weitere Ausdehnung der Bewegung zu verhindern. Es ist mir gelungen, die Ausdehnung des Streiks auf den Eisenbahnarbeiterverband zu verhindern. (Katz: Hört! Hört!) Ja, ich sage offen, daß ich in ähnlichen Fällen immer für Lokalisierung sorgen werde (Beifall.). Die Einsetzung der technischen Nothilfe in Berlin ist eine Veranlassung zurückzuführen. (Abg. Katz: Hört! Hört!) Ich halte die Teno für keine Notwendigkeit. (Beifall.) Nachdem aber die Berliner Streikleitung die Versorgung der Krankenhäuser mit Wasser nicht für möglich erklärte, habe ich sofort die Einsetzung der Technischen Nothilfe verfügt. Darin hoffe ich auch die Zustimmung der Unabhängigen zu finden, während Berliner Stadträte selbst die Nothilfe verlangten. An Verhetzung der Schutzpolizei ist das Schlimmste geleistet worden, in der deutschnationalen Presse, vor allem in der Deutschen Tageszeitung, die es immer so hinstellte, als würde bald die Schupo streiken. Eine amtliche Berichtigung gegen eine dieser Enten wurde nicht gebracht. Nach einigen Tagen wurde aber eine Zuschrift veröffentlicht, die die Nachricht als kommunistische Ente zurückwies. Ich habe klar ausgesprochen, daß ein Streikrecht der Schupobeamten nicht anerkannt werden kann. Ich glaube nicht, daß fremde Bolschewisten hinter dem Berliner Streik gestanden haben, aber hätte die Berliner Polizei nicht gleich fest zugestaßt, dann wäre wohl durch unverantwortliche Elemente schwerer wirtschaftlicher und politischer Schaden entstanden. Die Beamten wollen keineswegs den Streik. Die Kriminalpolizei kannte die wechselnden Lokale der Streikleitung, aber ich wollte diese Streikleitung nicht verhaften lassen. Nicht auf Grund des kommunistischen Antrages, sondern von sich aus ist die preußische Staatsregierung schon vor Beendigung des Streiks beim Magistrat Berlin und bei der Reichsregierung dahin vorstellig geworden, daß keine Rache- und Vergeltungspolitik getrieben werden soll. Ein Vorgehen gegen die Teno müssen wir ablehnen, solange nicht die Gewähr geboten ist, daß die Notstandsarbeiten auf andere Weise geleistet werden. (Lebh. Beif. b. d. Mehrheit.)

Die Weiterberatung wird nach 6 Uhr abends auf Sonnabend vormittag 11 Uhr vertagt.

•

Reichsgewerkschaft deutscher Eisenbahner.

Die Verhandlungen des erweiterten Vorstandes der Reichsgewerkschaft Deutscher Eisenbahnbeamten- und Anwärter über die Maßregelung von Beamten wurden Freitag vormittag fortgesetzt. Es kam wieder zu stürmischen Auftritten zwischen der radikalen und der gemäßigten Richtung. Der Bericht über das Abstimmungsergebnis über die von radikaler Seite verlangte neue Aktion lag bei Redaktionsschluß nicht vor.

Erhöhung der Versicherungsgrenze?

Die „Zeit" veröffentlicht eine Zuschrift, nach der der Vorstand des Zentralverbandes der Angestellten an den Reichswirtschaftsrat und an den Reichstag eine Eingabe gerichtet hat, die Versicherungsgrenze für Angestellte auf jährlich 100 000 Mark zu erhöhen, da durch die fortschreitende Geldentwertung die augenblicklich vorgesehene Gehaltsgrenze von 30 000 Mark als überholt zu bezeichnen sei.

Deutsches Reich.

Fahrpreisermäßigungen. Im Ausschuß des Reichstages für das Bildungswesen wurde am Mittwoch ein Antrag angenommen, daß die Fahrpreise für den Besuch von Berufsschulen und auch für Lehrlinge, die im Heimatorte ihre Ausbildung nicht finden können, auf ein Viertel ermäßigt werden sollen. Die Regierung erklärte sich bereit, dem Wunsche entgegen zu kommen.

Die Untersuchung über die Flucht des Oberleutnants z. S. Dithmar hat ergeben, daß alle Vorkehrungen zur Sicherung der Haft getroffen waren. Anhaltspunkte für ein Verschulden der Strafanstaltsbeamten haben sich bisher bei der Untersuchung die fortgeführt wird, nicht gezeigt.

Weitere Verminderung der amerikanischen Besatzungstruppen. Das Kriegsamt gibt bekannt: Die amerikanischen Besatzungstruppen in Deutschland werden unverzüglich um 203 Offiziere und 3000 Mann vermindert werden, so daß dann nur noch 169 Offiziere und 2217 Mann zurückbleiben.

Rückkehr ins Vaterhaus?

Das sozialdemokratische Zentralorgan vermerkt die Nachricht, daß die Kommunistische Arbeitsgemeinschaft in die Unabhängige Sozialdemokratie zurückkehren will.

Bekanntlich erzielten die Kommunisten bei den Reichstagswahlen im Juli 1920 lediglich zwei Mandate: Herr Levi und Frau Zetkin. Nach der Sprengung der Unabhängigen Partei in Halle stießen zu diesen beiden Kommunisten im Reichstage aus der unabhängigen Fraktion 24 Mitglieder. Von diesen 24 Abwanderern haben sich dann 14 mit Herrn Levi zu der berühmten Kommunistischen Arbeitsgemeinschaft vereinigt. Diese Parteisprenger von einst wollen nun die Rückreise antreten, und die Crispien und Ledebour haben offenbar alles zum Empfang bereitgemacht.

Der erwartete Zuwachs hat offenbar auch die Haltung der Unabhängigen in der Frage des Vertrauensvotums am Mittwoch bestimmt. Man wollte den reumütig zurückkehrenden verlorenen Söhnen zeigen, wie sehr man revolutionäre Oppositionspartei ist. Nun bot sich freilich ein Teil der Unabhängigen, insgesamt 12 Mann, nicht an der Abstimmung beteiligt, aber auch diese 12 haben in der Arbeitsgemeinschaft einen Mitschuldigen, nämlich den Abg. Düwell. Auf diese Weise wird der Breitscheid-Flügel kein Hindernis der Vereinigung sein. Aber niemand kann garantieren, wie der USP. die Wiederaufnahme der Parteisprenger bekommen wird.

Auslands-Rundschau.

Als Pfandobjekt für die Oesterreich zu gewährende Kreditthilfe, die nunmehr als gesichert erscheint, soll die berühmte Gobelinsammlung dienen. Bekanntlich hatte sich gegen die Verpfändung dieser Kunstwerke ein starker Widerstand geltend gemacht, der aber gegenüber den Lebensnotwendigkeiten des Landes nicht standhalten kann und vielleicht dadurch gemindert wird, daß die Gobelins im Lande bleiben sollen.

Gegen rauhe aufgesprungene Haut
CREME MOUSON
vollkommenstes Hautpflegemittel

Entstehung und Verhütung von Krankheitsanlagen im menschlichen Körper.

Von
August Aldringer.

(Nachdruck verboten.)

Ohne daß wir es wissen, führt unser Körper einen beständigen Krieg mit der Außenwelt. Innerlich wie auch von außen bedrohen ihn Feinde ohne Zahl. Krankheitskeime aller Art wollen in seine Organe eindringen und sie schädigen, und so ist denn das, was wir Gesundheit nennen, eigentlich nichts anderes, als der täglich und augenblicklich immer wieder glücklich erfochtene Sieg des Körpers über seine Feinde. Krank werden wir nur dann, wenn alle seine Abwehrmittel versagen, was aber glücklicherweise verhältnismäßig selten vorkommt; denn sonst wären unsere gesunden Tage wohl gezählt.

Als Schutzwehrtruppen des Körpers kommen hauptsächlich die Zellen des Bindegewebes in Betracht, sowie die Lymphzellen, d. h. die in den Lymphdrüsen gebildeten Zellkörperchen. Die Krankheitskeime dringen gewöhnlich von außen durch kleine Oberhautöffnungen in den Körper ein, um alsbald tief in seine Gewebe hineinzuwandern. Im normalen Körperzustand stehen nun aber hier schon die Schutztruppen bereit, um den eindringenden Schädlingen den weiteren Eingang zu verwehren und sie zu vernichten, und zwar sind es nach den jüngsten Forschungen Teilhaber besonders der Bindegewebszellen, die diesen Innenschutz ausüben; es liegt also höchst wahrscheinlich nur an der Funktion der Bindegewebszellen, ob wir für gewisse Krankheiten „veranlagt" sind oder nicht, d. h. mit anderen Worten, ob diese Schutzzellen die Krankheitskeime schon bei ihrem ersten Auftreten niederzuwerfen imstande sind und damit die Krankheitsveranlagung von vornherein verhüten oder nicht.

Betrachten wir zunächst den Verlauf einer sehr wichtigen Krankheitsveranlagung, der Entzündung des Kehlkopfes, wie der genannte Forscher sie schildert. Sie beruht schon an auf einer ganz unbedeutenden Ursache. Ein Stück Oberhaut oder Epithel bringt in das darunter liegende Bindegewebe ein und trachtet hier, festzuwachsen. Auf das Gewebe aber wirkt diese Einlagerung des Epithels wie ein schädlicher Reiz: es tritt daher alsbald eine örtliche Entzündung ein und damit eine wesentlich erhöhte Tätigkeit der blutbildenden Organe. Wenn nun nicht schon die Lymphzellen das Eindringen des Epithels gleich von vornherein verhindert haben, so wird gewöhnlich jetzt durch die Entzündung das weitere Eindringen des Epithels gehemmt; allein manchmal vermehren sich die Epithelzellen so ungeheurer, daß die inneren Schutzmittel versagen. Und nun kommt es zu den bösartigen Bildungen, die wir als Krebs kennen. Zum Krebs veranlagt ist also besonders der Mensch, dessen Lymphzellen zu wenig zahlreich sind, um dem aus Bindegewebe wuchernden Epithel den Eingang zu verwehren, und dessen blutbildende Organe gleichzeitig auch nicht die Fähigkeit der — im Verlauf der Entzündung — zur Abwehr des Epithels erforderlichen reichlichen Blutbildung besitzen.

Auf einer ähnlichen Ursache beruht die Empfänglichkeit des Menschen für chronische Gelenkentzündungen. Es finden sich in solchen Fällen, besonders bei älteren Personen, schädliche Substanzen im Blut, die in die Gelenkenden einzudringen pflegen. Auch hier wird die Krankheitsveranlagung durch die schützende Tätigkeit der Bindegewebszellen bedingt, die, falls sie in genügender Menge entwickelt sind, das Eindringen der Krankheitskeime in die Gelenke verhindern. Bei älteren Leuten — namentlich nach Verletzungen und Krankheiten — vermindert sich jedoch ihre Zahl, und darum neigen solche Menschen denn auch gewöhnlich mehr zu Gelenkerkrankungen als jüngere, deren Gewebe normal zellreich sind.

Die Veranlagung zur Lungentuberkulose, deren Verlauf mit zunehmenden Alter immer gutartiger wird, sodaß, je älter der Mensch ist, er ihr umso besser widerstehen kann, hängt ebenfalls eng mit der Zellenzahl des Lungenbindegewebes zusammen. Der Grund der Alterswiderstandskraft gegen die Tuberkulose liegt jedoch darin, daß es hier nicht zu einer mit dem Alter zunehmenden Verringerung der Bindegewebszellen kommt, sondern vielmehr zu einer beträchtlichen Vermehrung. Diese wiederum wird wahrscheinlich durch die dauernde Einatmung der verschiedensten Reizstoffe bedingt. Um jedes Staubpartikelchen, besonders um die Kohle- und Kieselsäureteilchen, die wir einatmen, bildet sich nämlich ein Kreis von Abwehrzellen, und mit Hilfe dieser Zellmassen schafft sich die Lunge gleichzeitig auch eine gewaltige Schutzwehr gegen die Tuberkeln. Daher kommt es also, daß, da sich mit dem zunehmenden Alter des Menschen durch die ständige Staubeinatmung auch die Zellschutztruppen des Lungenbindegewebes dauernd vermehren, der ältere Mensch eine besondere Widerstandskraft gegen tuberkulöse Erkrankungen besitzt. Neben dem Zellenreichtum des Bindegewebes wirkt in diesen Fällen also auch noch der Gehalt der eingeatmeten Luft an Mineralsalzen mit, da vermutlich auch gewisse Minerale, so z. B. das Silizium, als Abwehrmittel der Lungen gegen die Tuberkelbazillen betrachtet werden müssen.

Im allgemeinen steht aber jedenfalls fest, daß als die wirksamsten Schutzmittel gegen alle diese Krankheitsveranlagungen einzig und allein die gut entwickelten blutbildenden Organe des Körpers in Betracht kommen, da von ihrer Ausbildung in erster Linie der Zellreichtum und die Zellmasse des Bindegewebes abhängt. Wirkliche Widerstandskraft gegen Krankheitsveranlagung wird deshalb immer nur der Körper äußern können, in dessen Geweben sich die Zellen kräftig und ungehemmt vermehren, dessen Blutbildung also normal verläuft. Blutarme Menschen und allen Gefahren, die den Körper durch von außen eindringende Krankheitskeime bedrohen, darum stets am meisten ausgesetzt, weil ihre Schutzzellenzahl zu gering ist, die Keime schon am Eindringen zu verhindern, geschweige denn, sie zu zerstören.

Welche Bedeutung die Blutbildung namentlich für die Entwicklung gewisser Krankheiten besitzt, zeigt sehr typisch die Behandlungsweise, mit der man die so häufig beobachtete Wiederkehr von Krebsbildungen nach bereits erfolgter Operation bekämpft. Es läßt sich in diesen Fällen nämlich nichts besseres tun, als, um die Funktion der blutbildenden Organe zu erhöhen, an den bedrohten Körperstellen künstlich Entzündungen hervorzurufen. Auf diese Weise erzielt man eine reichliche Durchblutung der Gewebe und infolgedessen auch eine kräftige Vermehrung der schützenden Bindegewebszellen. Auch durch Röntgenbestrahlungen kann man bei Krebsrückfällen eine Vermehrung der Bindegewebszellen wie auch der Lymphzellen erreichen; Bedingung bei dieser Behandlungsart ist jedoch, daß nur mäßig bestrahlt zwird, da bei stärkerer Bestrahlung die Schutzzellen zerstört werden. Außerdem gewähren in manchen Fällen Einspritzungen von sog. Organextrakten, wie z. B. Extrakten aus Milz oder Lymphdrüsen hergestellt, einen guten innerlichen Schutz gegen die Schädigungen durch die Krankheitskeime.

Um die Bindegewebszellen der Lungen zu gesteigerter Tätigkeit und Vermehrung anzuregen, könnte vielleicht das Einatmen fein gepulverter Substanzen, etwa von Kieselsäure, versucht werden. Gesteigerte Blutbildung wiederum wird oft durch Aderlässe bewirkt, ein Verfahren, das namentlich in jüngster Zeit viel angewandt wird, da Blutverlust die blutbildenden Organe zu besonders erhöhter Tätigkeit anregt. Es dürfte also jedenfalls möglich sein, zunächst die Veranlagung zu einer den Körper von außen bedrohenden Krankheit zu bekämpfen, indem man seine Schutztruppen, die Bindegewebs- und Lymphzellen nach Möglichkeit zu vermehren sucht; denn je höher ihre Zahl ist, desto wirksamer werden sie alle eindringenden Krankheitskeime bekämpfen, um sie schließlich siegreich zu vernichten.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19220218016/fragment/page=0002

Aus Zeit und Leben — Tägliche Unterhaltungs-Beilage zur Saale-Zeitung

Eine alte Geschichte.

Von Wilh. Breves.

(Nachdruck verboten.)

Mit unheimlicher Gewalt, starren und grausen Angesichts, war der Krieg über das Land gebraust, hatte Hof und Haus weggefegt, die trockene Heide streckenweit in stickige Dunstwolken gelegt und die Eichen auf der Höhe zu Boden gestampft. Nur eine gewaltige Esche, groß und wütig, streckte sich in die kriegsheiße Sommerluft, hoch über den Brachfeldern, zwischen den Baumstümpfen, die noch schwarz waren vom Rauch. Aufgetürmt lagen die Erdmassen, und über ihnen das Wurzelwerk der Kiefernstümpfe. Einzig die Esche stand, mit einem schwarzen Brandmal unter der Krone und einer frischen Narbe im Stamm von zehn Axthieben einer besinnungslosen Hand.

So kamen die ersten Flüchtlinge zurück, abgezehrt vom wochenlangen Hunger in Höhlen und Wäldern, aber fest im Schritt und mit unheimlichen Augen im harten Sachsengesicht. Es waren mehr denn hundert, die unten am Hang ihre Hütten suchten und nichts fanden als Trümmer, niedergebrannte Häuser und Scheunen und zwischen den angerauchten Haufen einen Krug oder eine Kanne.

Einer fluchte. Das klang nicht gut. Einer zerbiß ein Wort in den Zähnen. Ragnarökr. Es war ein Ahnenwort, das er selbst nicht verstand. Nur rollend war es und voll ingrimmiger Verbissenheit.

Und dann kam Wulf. Hinter ihm Frau Holde, so bleich und klein, und eine lächerlich verhutzelte Ziege führte sie neben sich. Nicht da, wo die Männer wieder begannen, unter dem Schutt zu wühlen, — auf der Höhe neben der wilden Esche, abseits von neuen Axtschlag der Heimatsuchers, fingen sie an zu bauen. Ganz langsam. Eine Kate aus angesengten Fuhrenstämmen und ein Dach von Moos und ein Stall für die Ziege. Frau Holde stumm, mit einem kühlen Gesicht, wie eine Seherin, — so saß sie da, im Herzen den Traum vom großen Meer, das ihr das Wiegenlied gesungen.

Wulf schaffte Tag und Nacht. Er wußte nichts von Schlaf. Sein Rücken wurde krumm und sein Mund stumm. In seinem Hirn wälzte sich nur immer das Lied vom Fenrier. Aber einst des Nachts war es ein ander Lied. Katen und Stall standen da in ihrer schwarzen Häßlichkeit. Doch auf dem Mooslager hielten ihn Frau Holdes träumende Hände, sie hielten ihn so fest, diesen Mann des Armes. Und da kam es über ihn: Wie schlecht das Lied. Es ist ein Lied von all den Hunden, die die Welt durch unsere Heimat geschickt. Fenrier, König der Hunde! — Holde, sing einmal.

Und Frau Holde, mit einem schlichternen Stimmchen, sang das Lied der Lieder, Ein' feste Burg ist unser Gott.

Nun sang auch Wulf es zu jeder Stunde, da seine harten Hände das neue Leben für sich und das Weib bauten. Einen Vers sang er, den anderen summte er, und drei, vier brausten ihm stumm hinter der harten Niedersachsenstirn. Frau Holde sang es jetzt öfter. Mit jedem neuen Tag wurde ihre Stimme klarer und stärker. Da war es einst, daß Wulf hinter ihr stand und lachte, als habe er Gungnars Speer mitten ins Herz bekommen. So froh und lüstlich hatte er nie gelacht, und so sachte hatten nie seine harten Hände auf ihren Haaren gelegen.

„Wie du singst, Holde. Es ist doch alles schwarz um uns her."

„Schwarz?" fragte sie erstaunt. „Siehst du nicht, wie der Heidbusch blüht."

Er sah es nicht, aber er glaubt ihr. Und dann wies sie auf die gewaltige Esche, die jenseits des Zaunes stand.

„Da, so bist du und so bin ich. Das ist die feste Burg, sie in den Himmel wächst."

Himmel? dachte er. Feste Burg? Er nahm sie fest in den Arm und schrie auf: „Holde, du, kennst du den Baum? Ja, er wächst in den Himmel hinein. Wie wir Bauern, Holde."

Und klar und einfach sagte er: „Yggdrasil".

Sie wußte: Das ist das größte Wort, das Wulf gesprochen. Yggdrasil heißt der Baum. Unten hat er eine Narbe und oben einen schwarzen Streifen. Keine Axt und kein Feuer konnten den Riesen zerstören. Er ist unser Geschlecht. Er ist ein Niedersachse.

Wer weiß, wie es kam, daß sie plötzlich beide auseinandergingen, sie in die Kate und er in das neugrünende Land, durch das Feld der Weidenrosen, die rotblühend und mit weißen Wollfedern dastanden. Beide sangen sie das Lied der Lieder, das dem Axthieb und dem Brandmal trutzt.

Ein' feste Burg ist unser Gott —

Hinunter zu den Menschen ging er, die wie er wieder ihre Heimat aufgebaut hatten. Zu den Frauen und Männern sprach er, in den Hütten und auf den Feldern, in die die neue Frucht gebettet wurde.

Am Bache spielten die Kinder, frei von den Sorgen der unheimlichen Zeit. Er trat unter sie, hob einen von den blonden Burschen auf den Arm und ließ ihn lächelnd in seinem langen Bart kraulen.

Aber dann, jäh wie ein Erschrecken, flog ein irrer Blick über die Schar der Flachsköpfe.

„Yggdrasil," murmelte er. Und der schreckliche Zweifel war darin, der Zweifel an Frau Holde. Ein Weib, kein Kind. Stark und fest stand die Esche, der Wahrbaum seines Hofes. — Wie sein Geschlecht?

Da war in ihm der Hilferuf zu seinem Gott: Ein Kind, Herr!

Aber Wulf, dem Waidmann, war er nicht wild genug. Durch die Heide trieb es ihn, durch Wald und Oedland. Eine Höhle fand er des Tags; doch der Abend drückte ihm die Büchse in die Faust und jagte den Fuß durch die Dunkelheit.

Er hatte einen Herd, und ein Weib, ein Weib — Frau Holde —

Warum konnte er nicht sprechen?! Warum war in ihm die Scheu? Warum oft, wenn er über den Tag hinausdachte, das abgrundlose Nichts, in dem Haus und Hof und Weib verschwanden?

„Herr, Herr," so schrie es in ihm wieder, wenn seine Augen den Abend nach dem Wild durchbrachen, „ein Kind, Herr, nur ein Kind."

Mehr Gedanken hatte er nicht.

Und Frau Holde saß oft daheim, getreulich harrend, tagelang. Und starrte in das flackernde Feuer, das mit offenem Schein hochsprang und die groben Pferdeköpfe, die Wulf geschnitzt, umleuchtete. Gestalten stiegen aus dem Feuer, einmal ein Meer, das auf dem Wellenkamm ein kleines Wesen in ihre Arme trug.

„Klein Wulf," flüsterte sie und sang mit ihrer feinen Stimme ein Wiegenlied, irgendeins vom bösen Krieg und dem kleinen Kind, dem gar niemand was tun kann.

Mit blattlosen, mächtigen Aesten stand die Esche, als der Eisvogel aus dem Norden kam und tagelang auf Anstand saß und seinen Rock in allen Farben schimmern ließ.

Alles Land lag weiß. Ueber Tag hatte sich der dunkle Hang mit weißem Linnen bedeckt, noch weißer als das Linnen, das Frau Holde webte.

Einsam war Frau Holde. Mit tränenlosen Augen durchlebte sie den Tag ein Stück Heimat und ein Stück Glück in sich, und eine große Leere.

Plötzlich des Nachts kam Wulf. Lag neben ihr, duckte sich erschreckt in ihren weichen Armen, der große Kerl, und am Morgendämmer war er verschwunden wie ein Spuk.

Lange, schneeweiße Tage. Dann wohl einmal eine Nacht mit einem Augenblick Glück am Herzen des restlosen Jägers.

Und Holde wartete. Oft sah sie hinaus in den weißen Tag, starrte auf die Esche und flüsterte, und das flüsterte sie mit einem Glück dadrinnen in der Brust: „Yggdrasil".

Der Frühling mußte kommen. Wulf mußte kommen, ganz, denn alles stand fertig, Haus und Hof.

Nun würde bald die Esche blühen. — Wie lange mochte es noch dauern? — Wenn es grün hervorkäme aus dem weißen Linnen, wenn der Birkhahn schrie — dann blühte Yggdrasil. Und dann: ihr Glück.

„Klein Wulf." Sie sang das Wiegenlied vom bösen Krieg und dem Kinde, dem keiner etwas tun kann.

Ganz ferne glaubte sie die Stimme Wulfs zu hören, wie er auch sang, das Lied der Lieder: Ein' feste Burg ist unser Gott.

— —

Die Venus aus Bronze.

Von Gustav Hochstetter.

(Nachdruck verboten.)

Mein Dekorateur hatte gesagt: „Entweder müssen Sie zu dieser Bronzefigur ein Pendant kaufen, damit auf dem Fensterbrett rechts und links etwas steht."

„Wenn ich aber kein Pendant finde?"

„Dann verkaufen Sie die Bronze! Eine allein kann ich nicht unterbringen. Entweder zwei oder keine."

Da war ich denn mit der Bronze in die Stadt gefahren, ging zum Händler und sprach zu ihm: „Guten Tag. Ich möchte ein Pendant zu dieser Bronze."

Er besah sich das Stück von vorn, stellte es auf den Tisch, drehte es langsam um die Achse, beschaute es von allen Seiten; dann wendete er es in der Hand, beguckte den Boden des Marmorsockels, stellte die Bronze wieder auf den Tisch und hielt folgende Rede:

„Eine schöne Bronze. Eine entzückende Bronze. Ein Prachtstück. Echt. Durch und durch echt. Allerfeinste Ware. Primme Metallmischung, erstklassiger Marmor. Alt. Antik. Direkt eine Wertsache. So was findet man selten."

„Danke vielmals," bemerkte ich. „Aber eigentlich wünsche ich keine Kunstkritik, sondern das Angebot eines passenden Pendants."

„Hab' ich!" frohlockte er. „Wie geschaffen als Pendant. Sofort. Einen Augenblick. Warten Sie mal. Gleich. Setzen Sie sich. Nehmen Sie Platz. In zwei Minuten bin ich wieder im Laden. Ich geh' bloß nur mal in den Keller. Aber das sag' ich Ihnen schon im voraus: so 'ne Bronze ist gut ihre zwanzigtausend Mark wert. Bei der Valuta. Und bei dem Goldstand."

Nach einer halben Stunde kam er aus dem Keller zurück. Er wischte schwitzend an einer verschimmelten Reiterstatuette herum, die zu meiner Venus als Pendant paßte wie eine Badehose zu einer Altardecke.

„Auch nur zwanzigtausend Mark!" sagte er mit der Miene eines Ritters, der sein Rittergut verschenkt.

Als sich ergab, daß kein passenderes Pendant im Laden war, rückte ich mit meinem zweiten Vorschlag heraus: ich wollte ihm meine Venus verkaufen.

Da besah er sich das Stück noch einmal von vorn, stellte es auf den Tisch, drehte es langsam um die Achse, beschaute es von allen Seiten; dann wendete er es in der Hand, beguckte den Boden des Marmorsockels, stellte die Bronze wieder auf den Tisch und hielt folgende Rede.

„Eine schwache Bronze. Eine schwächliche Bronze. Faule Sache. Mieß. Durch und durch mieß. Ein Ladenhüter vom reinsten Wasser. Neu. Gefälscht. Nachgemacht. Sehr unkurante Metallmischung. Kauft mir kein Mensch zum Einschmelzen ab. Das beste ist daran noch der Marmorsockel. Und der taugt auch nichts. Der hat auch schon einen Sprung. Mir ist in meinem Laden schon viel Tinnef angeboten worden, Aber so ein General-Obertinnef noch nicht."

„Danke vielmals," bemerkte ich. „Aber eigentlich wünschte ich keine Kunstkritik zu hören, sondern ein Angebot, einen Kaufpreis."

Da besah er sich das Stück zum dritten Male von vorn, stellte es wieder auf den Tisch, drehte es langsam um die Achse; beschaute es von allen Seiten; dann wendete er es in der Hand, beguckte den Boden des Marmorsockels, stellte die Bronze wieder auf den Tisch und sprach:

„Also gut. Dafür bezahl' ich Ihnen '. . ." (Pause.) „Neunzehn Mark fünfzig. Oder, weil Sie's sind, will ich schon sagen: rund zwanzig Mark."

Mehr sprach er nicht.

Denn ich hatte die bronzene Venus dem Köpfchen ergriffen und ihn mit dem marmornen Sockel totgeschlagen.

Letzte Worte großer Männer.

Von Artur Jaer.

(Nachdruck verboten.)

Die letzten Worte des Papstes sollen dem Weltfrieden gegolten haben; man schlummere gern in die Ewigkeit hinüber, so äußerte er, wenn man die Gewißheit habe, daß wahrer Frieden in die Welt einziehen würde. Mit den letzten Worten großer Männer hat man sich von jeher viel beschäftigt. Es herrschte — und herrscht auch noch heute — vielfach der Glaube, daß Menschen von besonderer geistiger Kapazität kurz vor dem Uebertritt ins Jenseits mit Sehergabe ausgerüstet sind, daß sie in die Zukunft zu blicken vermögen. So wurden die letzten Aeußerungen aus dem Munde von Geistesgrößen in der Sterbestunde oft zum heiligen Vermächtnis ihrer Anhänger, zuweilen sogar eines ganzen Volkes. Die letzten Worte des großen italienischen Staatsmannes Cavour: „Vergeßt Süditalien nicht, die Sache geht vorwärts", waren noch lange nach seinem Tode die Devise aller italienischen Patrioten. Goethes berühmte zwei letzten Worte: „Mehr Licht," wurden nicht nur zum geflügelten Wort, sondern auch zum Wahlspruch aller Vorkämpfer für wahre Freiheit und Volksaufklärung. Die Nachwelt deutete die Worte nämlich so, als ob der Dichter damit zur Befreiung von geistiger Finsternis auffordern wollte. In Wirklichkeit bekräftigte ihn aber in seiner Sterbestunde die im Zimmer herrschende Dunkelheit — man hatte zur Schonung des Kranken das Zimmer verdunkelt — und er hätte wohl gern noch einmal einen letzten Sonnenstrahl über sein Sterbebett huschen sehen. Darum sagte er: „Mehr Licht."

Daß viele in ihren letzten Worten angesichts des nahenden Todes sich mit diesem selbst und mit dem Abschied vom Leben beschäftigen, darf nicht wunder nehmen. Friedrich Wilhelm II. soll, als er die letzte Stunde nahen fühlte, wild aus dem Bette gesprungen sein, in einen Spiegel geblickt und ausgerufen haben: „Also so sieht du aus, Tod!" und Rabelais, der bedeutendste Satiriker des 16. Jahrhunderts, schrie, ehe er leblos in die Kissen fiel: „Laßt den Vorhang fallen, die Posse ist aus." Daß auch Goethe seinen Tod nahen fühlte, ergibt sich aus seinen ergreifenden Worten: „Warte nur, balde ruhest du auch," die zwar nicht seine letzten Worte gewesen sind, aber den Schluß seines herrlichen „Nachtliedes" Ueber allen Wipfeln ist Ruh' bildeten, das er, wenige Monate vor seinem Tode auf dem Kickelhahn bei Ilmenau an die Wand eines Bretterhäuschens schrieb. Die letzte Zeile: „Warte nur, balde ruhest du auch", soll er bei der Niederschrift tief bewegt nachgesprochen haben.

Beim Nahen des Todes zeigen selbst Persönlichkeiten besonders starken Charakters Weichheit und Nachgiebigkeit. Aber nicht alle letzten Worte atmen den Geist der Versöhnlichkeit mit allem Irdischen. Es gab stets Menschen, die ihre Kampfnatur bis zum letzten Atemzuge nicht verleugnen konnten. Der Dichter Andre Cenier, der, ein Opfer Dantons, durch die Guillotine fiel, zeigte wenige Minuten auf seine Stirn und rief in die gaffende Menge hinein: „Und doch war da etwas drin." Diderot schrie, als der Priester ihn ermahnte, jetzt angesichts seiner letzten Stunde an das Jenseits zu denken, mit Aufbietung seiner letzten Kraft: „Zum Teufel, was geht das mich an", und der spanische Künstler Alfonso Cano konnte nicht einmal in der Todesstunde seinen kritischen Geist verleugnen. Als der Geistliche mit einem Kruzifix erschien, war sein erstes, das Kruzifix vom künstlerischen Standpunkt zu betrachten. Es mißfiel ihm, und wütend rief er: „Wie kann man wagen, mir ein solches Pfuschwerk vor die Augen zu bringen?"

Auch der blutgierige Marschall Narvaez, der sich in den spanischen Revolutionskämpfen des 19. Jahrhunderts durch seine Grausamkeit hervortrat, setzte den Priestern, der ihm die Sterbesakramente reichen wollte, in Verlegenheit. Dieser riet ihm, nunmehr sich mit seinen Feinden zu versöhnen, worauf Narvaez unwillig antwortete: „Feinde? Ich habe keine Feinde. Ich habe sie alle erschießen lassen."

Der große englische Schauspieler Kean starb mit einem Worte Shakespeares auf den Lippen, indem er schrie: „Ein Pferd! Ein Pferd! Ein Königreich für ein Pferd!" Er starb bekanntlich im Wahnsinn und bildete sich kurz vor seinem Zusammenbruch ein, er müsse Richard III. spielen.

Wie wohltuend wirken dagegen die letzten Worte Platons, der in Sokrates das Zeitliche segnete. Er richtete sich auf, als er das Ende nahen fühlte und flüsterte den Umstehenden mit sanfter Stimme zu: „Addio, amici". Die letzten Worte Schillers, die noch verständlich waren, sollen: „Immer heiterer" gewesen sein. Mit solchen Worten der Abgeklärtheit und Versöhnlichkeit, wie sie jetzt auch der Papst kurz vor dem Verscheiden gesprochen hat, setzen sich auch die Größten der Erde das schönste Denkmal. Die Nachwelt wird dann nie vergessen, daß sie nicht nur auf ihrem Sondergebiet als Dichter, Künstler oder Staatsmann eine hervorstechende Persönlichkeit, sondern auch im rein Menschlichen ein großer Mensch gewesen sind.

Literatur.

Erziehung zum Nehmer. Eine Anleitung von Dr. Fritz Gerathewohl. Zentralverlag G. m. b. H., Berlin NW 6.

Zwei vergessene Leipziger Goethestätten. Das ehemalige Hahnemannsche Gut und der Große Kuchengarten. Von Paul Benndorf. Verlag H. Haessel, Leipzig.

Die Schuldfrage völkerrechtlich entschieden? Von Integer. Verlag der Kulturliga G. m. b. H., Berlin W 35, Lützowstraße 107.

Militärstrafgesetzbuch und das Gesetz betreffend Aufhebung der Militärgerichtsbarkeit in der am 1. Januar 1922 geltenden Fassung unter Hinweis auf die erfolgten Aenderungen. Mit Einleitung und Sachverzeichnis herausgegeben von Dr. Albert Hellwig, Landgerichtsdirektor in Potsdam. München 1922. C. H. Beck.

Was muß der Fabrikant und Lohnbuchhalter eines industriellen Betriebes sowie der Handel- und Gewerbetreibende über den Steuerabzug vom Arbeitslohn wissen? Erläuterungen des Steuerabzugsverfahrens in Frage und Antwort unter Anlehnung an die Durchführungsbestimmungen zum Gesetz über die Einkommensteuer vom Arbeitslohne vom 11. Juli 1921 und Berücksichtigung aller bis zum 31. Dezember 1921 erfolgten Aenderungen mit Ermäßigungstabelle. Bearbeitet von Steuerinspektor Schormann beim Finanzamt Detmold. Verlag der Meyerschen Hofbuchhandlung, Detmold.

Zu beziehen durch die
Anstalts-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstraße 53, Fernruf 6259 u. 6260.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19220218016/fragment/page=0003

Sport-Berichte

Wintersportliches Sonntags-Allerlei.

Waren die Angstmeier schon dabei, für das „Wochenend" statt Erholung und Wintersportfreude Tauwetter zu prophezeien, so sieht man wieder einmal, daß sich der Wintersportler nicht so leicht ins Bockhorn jagen läßt, auch dann nicht, wenn ein Eisenbahnstreik die Verkehrsverhältnisse arg in Mitleidenschaft gezogen hat, wie am gestrigen Sonntag, wo doch mancherlei noch nicht wieder auf den Reichseisenbahnen klappte. Wenn trotzdem Tausende von Wintersportlern wiederum aus den Großstädten in die weißen Berge eilten, so darf man daraus ersehen, daß der Wintersport nach wie vor das weitaus größte Interesse wachruft. So gab es denn am Sonntag nicht nur in den Orten an den Gebirgsrändern, sondern vor allem in denen der Mittel- und Höhenlagen ausgedehnten Wintersport auf Schi, Rodelschlitten und Schlusters Rappen. Denn auch zahlreich war die Schar der Fußwanderer, die durch die herrliche Winterlandschaft und den Rauhfrost, vor allem aber durch das prachtvolle Winterwetter zu Ausflügen angeregt wurden. So darf man sich denn nicht wundern, daß wieder einmal das Schild „Ausverkauft!" an zahlreichen Gaststätten zu erblicken war. Natürlich trugen auch die zahlreichen wintersportlichen Veranstaltungen dazu bei, daß das Publikum in hellen Scharen in die Berge kam. Im Deister wurde in Barsinghausen die Rodelmeisterschaft vom Deister um den Goldpokal der Stadt Hannover zur Entscheidung gebracht. Im Oberharze gab es in Goslar, Braunlage, Schierke, Altenau und im Brocken- und Bruchberggelände rodel-, bob- und schisportliche Wettbewerbe, die sich zahlreicher Beteiligung erfreuten. Die Schneelage war durchweg allerdings nicht sehr berühmt, da die Bahnen teilweise ausgefahren sind, sodaß sie einer Neuschneelage bedürften. Auch die Schiföre gab infolge des entstandenen Harsches zu mancherlei Klagen Anlaß. Die Sonnenbestrahlung wirkte bereits sehr intensiv. Besonders zahlreich waren auch Pferdeschlitten vertreten, deren harmonisches Geläut den ganzen Tag durch den Wald klang. Wieder waren auch zahlreiche Damen auf den langen Hölzern und auf der Rodel vertreten. Ging es auch zuerst vielfach „kopfheister", so brachte doch auch hier die Uebung langsam vorwärts. Daß aller Anfang schwer ist, mußten vor allem auch die Schi- und Rodellehrer feststellen, die gar manchesmal vergebliche Mühen hatten, in die ersten Gründe der Rodel- und Schikunst ihre Schüler einzuweihen.

Auch in Mitteldeutschland, in der Rhön, im Spessart, im Oden- und Westerwald, auf dem Vogelsgebirge und auf dem Meißner war die Schneelage am gestrigen Sonntag für Schneesport gut. Im Tauerlande hatte Winterberg Bob- und Rodelrennen. Im Süden des Reiches waren die Schneelagen gleichfalls ganz günstig. Vor allem aber war wieder eitel Winterfreude und Winterlust im Erz- und Riesengebirge zu verzeichnen, wo es gewohntermaßen in Schreiberhau, Krummhübel, Bad Flinsberg, Brückenberg und auf den Bauden hoch her ging. Auch der Fichtel- und Keilberg hatten guten Zuspruch. Im Taunus wurde auf dem Feldberg die Rodelmeisterschaft vom Taunus entschieden, in Triberg im Schwarzwald fanden Bobrennen statt. In Bad Flinsberg kam die Bobmeisterschaft vom Riesen- und Jergebirge zur Erledigung. Sowohl in Oesterreich, wie auch in der Schweiz sah man Sportler in Wettbewerb treten. So war denn der gestrige Sonntag wieder einmal ein echter, rechter Wintersportsonntag, wie man ihn sich nicht besser wünschen kann.

Rennstatistik 1921.

Eine Zusammenstellung der vorjährigen Renntage ergibt, daß an 342 Renntagen 2029 Rennen gelaufen worden sind, zu denen 13 176 Pferde starteten. An Preisen und Züchterprämien gaben die 82 Rennvereine, die die Rennen veranstalteten, 25 822 782 Mark für die Flachrennen und 17 891 120 Mark für die Hindernisrennen, zusammen 43 713 902 Mark aus. Ehrenpreise wurden 638 vergeben. — 1920 wurden an Preisen 34 161 205 Mark ausgeworfen. Die Preissteigerung beträgt also ca. 25 Prozent.

Wiederbelebung des Sports im ehemaligen Westpreußen.

Dem völligen Niedergang des Rasensports in dem ehemals westpreußischen Gebiet ist in jüngster Zeit eine recht erfreuliche Wiederbelebung gefolgt. Ueberall haben treue Anhänger des Sports in den verschiedensten Städten Pommerellens alten Vereinen wieder zu neuem Leben verholfen. Außerdem sind zahlreiche Neugründungen zu verzeichnen, sodaß der Wunsch nach engerem Zusammenschluß laut wurde. Die rührige Sportabteilung des V. f. L. Graudenz hatte nun Vertreter aller Vereine Pommerellens zwecks Gründung eines Rasensportverbandes nach Graudenz eingeladen. Diesem Rufe waren jeder nur Vertreter der Vereine Sportbrüder Bromberg und S. V. Sturm-Konitz gefolgt, die in völliger Uebereinstimmung sich zum Rasensportverband Pommerellen zusammenschlossen. Dieser Gründungsversammlung wohnte ein Vertreter des Baltischen Rasen- und Wintersportverbandes bei.

Spaltung im Berliner Sportklub. Unter dem Namen „Deutscher Sportklub Berlin" ist in diesen Tagen in Berlin ein neuer Sportklub entstanden, der sich zum Teil aus einer Reihe namhafter Mitglieder des Berliner Sportklub zusammensetzt. So gehören die bekannten Leichtathleten Sachert, Lüdecke, Ernst, Stowronnek, Thumm, Renell, Kraft, Schröder und Lange vom B. S. C. dieser neuen Vereinigung an. Dieser Schritt ist um so bedeutungsvoller, als es sich bei Vorgenannten fast ausschließlich um langjährige Mitglieder des Berliner Sportklubs handelt, so daß man den Grund für die Neugründung in inneren Zerwürfnissen beim B. S. C. suchen muß. Es ist anzunehmen, daß die Angelegenheit noch weitere Kreise ziehen wird.

Tagung des Deutschen Tennis-Bundes. Der Leiter des Deutschen Tennisbundes, Dr. W. Schomburgk, beruft die ordentliche Mitgliederversammlung des Deutschen Tennisbundes, der in diesem Jahre sein zwanzigjähriges Jubiläum begeht für den 19. März nach Leipzig, Klubhaus Harmonie, am Roßplatz ein, ein. Die Tagesordnung enthält neben den üblichen Punkten Satzungsänderungen. Der von der Kommission zur Vorbereitung der Satzungsänderungen aufgestellte Entwurf sowie die anderen Anträge werden den Bundesmitgliedern zugesandt werden. Etwaige weitere Anträge sind spätestens bis Sonnabend, 4. März, dem Bundessekretär F. Gruber, Berlin-Halensee, einzureichen.

Den Preis für Tennisbälle in der kommenden Saison hat eine Kommission, bestehend aus den Vertretern des Deutschen Tennisbundes, der Industrie und des Händlerverbandes, in einer Sitzung in Berlin festgesetzt. Im Einzelverkauf kostet das Dutzend 625 Mark. Der Preis erniedrigt sich bei Abnahme von 25 Dutzend auf 500 Mark. Für Turnierbälle sind 450 Mark zu zahlen. — Im vergangenen Jahre kosteten die Bälle etwa 300 Mark.

Zu den Tennis-Weltmeisterschaften auf gedeckten Plätzen, die am 16. Februar in St. Moritz beginnen und sich bis Ende Februar erstrecken werden, haben sich insgesamt 42 Spieler und Spielerinnen gemeldet und zwar 13 aus Frankreich, 9 aus Dänemark, 8 aus der Schweiz, 6 aus Italien, 4 aus England und je einer aus Rumänien und Norwegen.

In der Vorrunde um die deutsche Hochschulmeisterschaft im Fußball siegte in Freiburg die Universität Freiburg gegen die Universität Tübingen mit 1:0.

Für das Pariser Sechstagerennen, das in der Zeit vom 3. bis 10. April stattfindet, sind bis jetzt folgende zehn Mannschaften verpflichtet worden: Deruiter—van Kempen; Merks—Brocco; W. Spencer—Roß; Dupuis—Rosatti; Benl—Billard, H. Orth—Horder; Peyrode—Texier; Parisot—Charbon; Vandenhove—Bertaud, Duclair—Moncorge; Le Bihan—Catudal.

Zum Zweikampf Ossian — Ordensjäger. Auf den Vorschlag des Herrn L. Lewin an den Grafen Spreti als Leiter des Weinbergschen Stalles über die Abhaltung eines Zweikampfes Ossian — Ordensjäger hat Letzterer ablehnend geantwortet mit dem Hinweis, daß beide Pferde in diesem Jahre oft genug Gelegenheit haben werden, sich zu begegnen.

Aus aller Welt

Riesencinebuch.

Paris, 13. Febr. In das Postamt in der Rue Pauvenargues wurde in letzter Nacht eingebrochen. Den Dieben fielen 850 000 Francs Titres der Landesverteidigungsanleihe sowie 3000 Francs bar in die Hände.

Schiffskatastrophe. Einer Meldung aus Neuyork zufolge ist der amerikanische Passagierdampfer „Northern Pacific", auf dem während der Fahrt ein Brand ausgebrochen war, gesunken. Die Katastrophe fand 25 Meilen südöstlich von Kap May statt. Wie berichtet wird, war das Schiff, das einen Schiffsraum von 8200 Tonnen hatte, mit 1 Million Dollar versichert. Weitere Einzelheiten über den Untergang des Dampfers sind bisher noch nicht bekannt geworden.

Zwei Menschen wegen eines Handschuhs ertrunken. Auf dem Korsör Noor hat sich ein sehr bedauerliches Unglück ereignet. Die dreißigjährige Frau des Margarinearbeiters A. aus Korsör ging mit ihrer zwölfjährigen Tochter und ihrem sechsjährigen Sohn über das Eis des Noors. Unterwegs verlor die Tochter ihren Handschuh, der vom Winde fortgetragen wurde. Das Kind lief hinterher und geriet in eine offene Stelle. Als die Mutter dies sah, eilte sie der Tochter nach, brach aber ebenfalls ein. Sie schickte nun ihren sechsjährigen Jungen fort, um Hilfe vom Lande zu holen. Als diese eintraf, waren jedoch Mutter und Tochter bereits unter das Eis geraten und ertrunken.

Auf dem zugefrorenen Main bei Höchst brachen vier Kinder an einer dünnen Eisstelle ein und ertranken. Daraufhin haben die Franzosen das Betreten des Maineises verboten und von Höchst bis Sindlingen die Ufer abgesperrt. Selbst die Arbeiter der Farbwerke dürfen nicht mehr ihren Weg über das Eis nehmen.

Eine Räuberbande in der Stadt Berlin. In der letzten Nacht gegen 2 Uhr wurden der Direktor Hermann Knoll aus der Georg-Wilhelm-Straße 5 in Halensee, der Kaufmann Kurt Biegner aus der Humboldtstr. 13 in Grunewald und der Kaufmann Hans Beiersdorf aus der Franzensbader Straße 4 in Schmargendorf, als sie sich auf dem Heimwege befanden, an der Straßenkreuzung der Bornstedter Straße und des Kronprinzendammes in Charlottenburg plötzlich von 50 Männern überfallen, zu Boden geworfen und durch Stockschläge so schwer mißhandelt, daß alle drei erhebliche Verletzungen davontrugen und die Rettungsstelle aufsuchen mußten. In der Notwehr gab Beiersdorf einen Schuß auf die Banditen ab, der leider sein Ziel verfehlte. In diesem Augenblick erschien eine starke Streife der Schutzpolizei, bei deren Nahen die Wegelagerer die Flucht ergriffen und leider sämtlich entkamen. Geraubt wurde den Ueberfallenen nichts. Aus welchem Grunde der Ueberfall inszeniert war, konnte noch nicht festgestellt werden.

Dem Henker entronnen. In Siangtang, in der Kansuprovinz von China, wurde ein gewisser Wong-Ah-uni vor kurzem mit sechs anderen Banditen zum Tode verurteilt. Sie wurden zur Hinrichtung geführt und nachdem seine sechs Kameraden geköpft waren, kam die Reihe an Wong, aber durch einen glücklichen Zufall trennte das Messer des Henkers seinen Kopf nicht vom Rumpf, sondern fügte ihm nur eine tiefe Halswunde zu. Dieser Umstand wurde als ein Zeichen betrachtet, daß ein besonderer Geist zum Schutze Wongs eingegriffen habe und weder der Henker noch ein anderer wagte das Messer noch einmal gegen ihn zu schwingen. Er wurde dem Richter vorgeführt, welcher ebenfalls einen solchen Eindruck von der wunderbaren Rettung des Verbrechers erhielt, daß er ihn nicht nur begnadigte, sondern ihm auch einen Brief an den Arzt des Missionshospitals gab, welcher Wong heilte. Jetzt geht er stolz in der Stadt herum, nicht allein als treuer Mann, sondern als ein Gegenstand abergläubiger Verehrung der Einwohner.

Das Ende von Castans Panoptikum. In Berlin wurde am 10. Februar Castans Panoptikum für immer geschlossen. Ein Berliner Bankhaus hat, wie wir schon meldeten, die Räume gemietet und will dort seine Bureaus einrichten. Die Bank hat sämtliche Ausstellungsobjekte mit übernommen. Sie werden verpackt und wahrscheinlich später an Schausteller verkauft werden. Castan — der Name war viele Jahrzehnte hindurch für jeden Berliner und noch mehr für die dort zu Besuch anwesenden Fremden gleichbedeutend mit einem Programm. Wer in Berlin Bekannte oder Verwandte als Gäste beherbergte, der wäre ein schlechter „Bärenführer" gewesen, wenn er mit seinen Leuten nicht auch das Panoptikum besichtigt hätte. Die eigenartigen Genüsse, die dort geboten wurden, übten auf das Publikum einen starken Reiz aus. Man bestaunte und bewunderte die „garantiert naturgetreu" in Wachs nachgebildeten, berühmten Männer des damaligen und vorausgegangenen Zeitalters man betrachtete mit nervenkitzelndem Schauer die berüchtigsten Verbrecher, deren wächsernes Ebenbild da zur Schau gestellt war; man stand ergriffen vor dem herbenden Zuaven dessen von einem Bajonettstich durchbohrte Brust sich röchelnd hob und senkte, und man lernte in der Schreckenskammer, in der die mit Dantescher Phantasie veranschaulichten Höllenqualen den Besucher entsetzten, das Gruseln. Aber man ließ sich auch im Lachkabinett durch die Zerrspiegel und andere originelle Erfindungen das Zwerchfell erschüttern; man wunderte sich über Riesen, Zwerge, zusammengewachsene Zwillinge und andere Abnormitäten, man betastete neugierig die samtweiche dunkle Haut exotischer Erdenbewohner und genoß mit Andacht die kulturgeschichtlichen und anderen belehrenden Zwecken dienenden Ausstellungsobjekte, an denen ebenfalls kein Mangel war.

500 000 Mark für eine Photographie Wilhelms II. In der englischen und amerikanischen illustrierten Presse ist zurzeit ein neues Bild des früheren Kaisers Wilhelm veröffentlicht, das ganz unbezweifelbar auf der Türschwelle des Hauses Doorn aufgenommen ist und Wilhelm II. mit seiner neuen, etwas kotigen Hauptracht und dem weißen Vollbart zeigt. Ueber die Herkunft des Bildes, das auch in der Nummer der „Berliner Illustrierten" gezeigt wird, erzählen „Sunday Pictorial" und andere englische Blätter eine recht romanhafte Geschichte. Die Aufnahme soll von einem Familienmitglied — genannt werden Prinz Oskar und Prinz August Wilhelm — gemacht worden sein, Kopien des Bildes wurden an alle Familienmitglieder und einige Freunde des Kaisers verteilt, ursprünglich gegen die Versicherung, das Bild nicht zur Veröffentlichung herzugeben. Es soll dann aber ein Vertreter einer amerikanischen photographischen Agentur das Bild von einem der Empfänger auf reguläre Art gekauft haben, allerdings für den Rekordpreis von 500 000 Mark! Dabei ist natürlich der Seltenheitswert eines solchen Bildes in Betracht zu ziehen — bisher hat man nur ein Bild des Kaisers im Garten von Amerongen zu sehen bekommen —, aber es zeigt doch, wieviel Geld sich das Ausland seine Neugier nach dem vielgeschmähten Manne von Doorn kosten läßt.

RHEINBERG SEKT
Rheinberg & Co Akt.-Ges. Geisenheim am Rhein. Schloss Rheinberg

Familien-Nachrichten.

Geburten: Werner Thronicke, Halle 1 Sohn. — **Todesfälle:** Emil Rappmann, Halle im 51. Lebensjahre. — Frau Christiane Tintel geb. Rocker, Halle im 82. Lebensjahre. — Frau Marie Schumann verw. Stock geb. Schröder, Halle-Cröllwitz im 77. Lebensjahre. — Kaufmann Max Chertzmann, Halle im 53. Lebensjahre. — Gutsbesitzer Friedrich Mehlhardt, Erdeborn, 75 Jahre. — Hofbuchdruckereibesitzer Karl Kaltenbach, Eisenberg S.-A. —

Die Gartenlaube
in ihrer neuen Gestalt.
Wer die „Gartenlaube" jetzt ansieht, wird eine völlige innere Umformung feststellen können. Mehr als je hat sie Anspruch darauf, das Blatt des deutschen Hauses zu sein, umsomehr, als sie Helferin am Aufbau eines neuen deutschen Lebens sein will. Neue Mitarbeiter haben ihre Arbeit in den Dienst des erneuten Geistes gestellt, in dem sich erneutes Deutschland sich spiegeln soll. Dem schlichtesten Sinne soll die Zeitschrift immer nahe bleiben, dem anspruchsvollsten soll sie dennoch genügen. Gerade jetzt und in den kommenden Jahren wird eine gute Familienzeitschrift, die ganz auf der Höhe ernsthafter literarischer und künstlerischer Ansprüche steht, mehr als je ein Bedürfnis sein.
Die „Gartenlaube" ist dieses Blatt.
Probenummern liefert der Verlag Leipzig, Königstr. 33.

Gebr. Bethmann
Werkstätten für Wohnungskunst
Halle a. d. S., Gr. Steinstraße 79-80.
Kleinmöbel, Flurgarderoben.

Reparatur-Werk
Neuvorbeilungen
Betriebsstörungen
jeder Art beseitigt
Rast
Geiseltal 36 Tel. 6169

Die GÄRUNGS-INDUSTRIE
Central-Anzeiger u. Fachzeitschrift für die gesamte Brennerei-, Presshefen-, Spiritus- u. Trocknungsindustrie
9. Jahrgang
HALLE a. d. SAALE
Betriebsgebäude: Gr. Brauhausstrasse 17
Führendes Fachblatt u. Werbeorgan für die Brennerei-, Presshefen-, Spiritus- und Trocknungsindustrie. Verbreitung an garantiert 60000 in- und ausländisch Firmen der beteiligten Industrien.
Bezugspreis M. 9.— vierteljährlich
Anzeigenpreis M. 1.— für die 5gespaltene (40 mm breite) Millimeterzeile
Probe-Nummern kostenfrei.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19220218016/fragment/page=0004

Kultur-Beiträge

Wochen-Beilage zur Saale-Zeitung

Aus Ludwig Barnays Erlebnissen

Zum 80. Geburtstag des Altmeisters deutscher Schauspielkunst.

Ludwig Barnay, der in diesen Tagen seinen 80. Geburtstag feierte, blickt in seinem langen Leben auf reiche Erfolge als Bühnenkünstler, Theaterleiter und Förderer des Schauspielerstandes zurück. Nicht minder reich ist es an bunten Erlebnissen und heiteren Geschichten. Barnay selbst hat in den zwei Bänden seiner „Erinnerungen", die im Jahr 1903 erschienen sind, ein Fazit dieser Erlebnisse gezogen und auch eine scherzhafte Statistik hinzugefügt; er hat da festgestellt, daß er nicht weniger als 1120 mal auf der Bühne gestorben ist, darunter nur 55 mal eines natürlichen Todes, und er hat auf demselben Boden, was ein vielleicht noch zäheres Naturell bezeugt, nicht weniger als 1721 mal gebratet. Die heiteren Geschichten erlebt Barnay auf den Bühnen der Provinz, von denen er die meisten als Gastspieler kennen gelernt hat. So trat er einmal in Danzig als Hamlet auf; ein älterer Darsteller spielte den Polonius. Die Probe zog sich lange hin, und Polonius jammerte, das Mittagessen werde kalt, seine Kinder müßten zur Schule usw. Als es endlich so weit war, daß Barnay-Hamlet ihn getötet und Polonius sein „Oh, ich bin umgebracht", gesprochen hatte, vorschriftsmäßig auf die Bühne gemankt und da zusammengebrochen war, flüsterte ihm Barnay, um ihn nicht länger aufzuhalten, leise zu: „Gehen Sie fort!" Das tat er auch, und die Hamlet-Probe nahm ihren Fortgang. Bei der Vorstellung am Abend geschah jedoch das Unglaubliche, daß Polonius sterbend auf die Bühne wankte, niederlief, wieder aufstand und in die Kulisse ging. Als Barnay ihn in der Zwischenpause zur Rede stellte, war er sehr entrüstet, und sagte: „Aber Sie haben es ja in der Probe selbst angeordnet!" — Ein andermal gab Barnay in Nürnberg den „Uriel Acosta"; da fragte ihn der Regisseur, wie er den Tisch des Rabbi Aliba ausgestattet wünsche. „Ganz einfach", antwortete Barnay, „grüne Tischdecke, Tintenzeug, Gänsefedern, einige alte Bücher — kurz, ganz wie ein Gerichtstisch." Dem Regisseur waren damit seine Richtlinien gegeben, und er vergaß denn auch nicht den Tisch des Rabbiners mit einem — schönen Kruzifix zu schmücken. — Besonders viele Schwierigkeiten hatte Barnay, der auf die genaue Berücksichtigung aller szenischen Einzelheiten stets den größten Wert legte, mit der notwendigen begleitenden Musik. Es war auch bei einer Aufführung des „Uriel Acosta", und zwar in Leipzig, als man der Wandertraktens Fest im 2. Akt hinter den Kulissen das Ständchen aus „Don Juan" spielte. Barnay rügte dies, da Mozart hundert Jahre nach dem Tode Uriels geboren sei und meinte, man sollte lieber eine klassische Nummer spielen, die nicht sofort erkannt werde, irgend etwas von Bach, Händel oder Handn. „Handn? den haben wir", brummte der Kapellmeister erleichtert, und als Barnay die Bühne wieder betrat, erklang auch schon aus dem Orchester: „Gott erhalte Franz, den Kaiser!" — Bei einer Hamlet-Vorstellung hatte Barnay beim Auftreten des Königs Claudius eine dreimalige Fanfare verlangt, die der Direktor auch für die Aufführung zu liefern versprach. Barnay war am Abend natürlich wenig angenehm überrascht, da er als Hamlet in Trauerkleidung mit dem König die Bühne betrat, und ihn Trompetentöne nach der Melodie begrüßten: „Hoch soll er leben, hoch soll er leben, dreimal hoch!" Auch daß das für eine Wallenstein-Aufführung restaurierte Militär-Orchester beim Abschied Max Piccolominis hinter der Szene fröhlich die Melodie spielte: „Wer will unter die Soldaten, der muß haben ein Gewehr . . ." störte nicht ganz in Barnays Sinne gewesen sein. — Ein anderes Mißgeschick erlebte Barnay, als er an einem mittleren Stadttheater den Tell spielte, durch das Fehlen eines wichtigen Requisits, nämlich des Apfels. Als Geßler in der Apfelschußszene mit den Worten: „Wer sagt Euch, daß ich scherze? Hier ist der Apfel" nach dem Baumast über seinem Haupte griff, konnte er nichts finden. Mann hatte vergessen, den Apfel aufzuhängen. Geßler zog seine Rede mühsam in die Länge und unterbrach sie durch leise gemurmelte Flüche, aber wie sehr auch alles hinter den Kulissen zusammenlief, man konnte den Apfel nicht finden und auch keinen anderen auftreiben. Schließlich erwischte man als Ersatz eine Zitrone und gab sie etwas versteckt von Hand zu Hand, damit das Publikum nichts merken sollte. Als sie aber auf dem Kopf des kleinen Walther lag, fing man im Theater an, zu kichern, und als nach der Schußszene der Knabe in den Worten: „Vater hier ist der Apfel!" auf Tell zuforang, und Leutbold die Worte sprach: „Das war ein Schuß!" Davon wird man noch reden in den spätsten Zeiten!", brach ein brausendes Gelächter los, von dem Barnay selbst erzählte, er habe niemals größeren Applaus vernommen.

Etwas von der Wahrheit.

Von Grete Friedrichs-Hettstedt.

Was ist Wahrheit?

Dies ist eine bedeutende Frage, die nicht genug gewürdigt werden kann. Denn die Wahrheit steht für jeden Menschen anders aus und ist schwer zu erforschen und sehr schwer zu üben.

Nach Wahrheit ringen und selbst wahr sein — kann Zweck und Ziel eines ganzen Menschenlebens ausmachen.

Was ist Wahrheit?

Wahrheit ist die Erkenntnis des Wesentlichen.

Das Wesentliche wird man verschieden auffassen und mit vielen Namen nennen mögen — es wird für die erkennende Brust immer das Wahre sein.

Nur aus der Wahrheit kann Erlösung und Befreiung kommen, und Wahrheit erringen kann nur die ewig aufwärts strebende Seele.

Aus dem Kampf um die Wahrheit wächst etwas Leuchtendes, Köstliches: Das Wahrleinwollen.

Zuerst gegen sich selbst wahr sein. . . . Dies Wort erfordert ein völliges Aufgeben jeder Selbstherrlichkeit. O, wie bitter hart für die lieben Ich-Menschen. Wie gern sitzt man in einer verhüllten Wolke auf dem sicheren Thronsessel der Selbstzufriedenheit. Wie gern beruhigt man ängstliche Stimmen aus der Gewissenstiefe mit den angenehmeren Tönen des Eigenlobes . . . . O, recht unbequem ist das tägliche gegen sich — wahr — sein und für viele Menschen überhaupt nicht zu ertragen. Wer aber erst einmal den Kampf bestanden hat, der kämpft ihn freiwillig weiter. Eine Niederlage zwingt ihn zu desto härterem Ringen um erneuten Sieg.

Wer gegen sich selbst wahr sein kann, der ist nicht falsch gegen seine Brüder.

Das Wahrsein gegen die Mitmenschen ist ein wichtiges — sehr wichtiges Kapitel. Denn in ihm gibt es viel Irrtum, Schein und Lüge. Zumeist wird es geübt von Menschen, die das Wahrsein gegen das eigene Ich garnicht kennen. Sie gerade fühlen sich am ehesten versucht, den „anderen" Wahrheiten zu sagen.

Für die Wahrhaftigkeit des Wahrseins gibt es — Gott sei Dank — einen Prüfstein.

Wahrsein und Wahrheitsagen ist zweierlei. Das erste erfordert immer Güte, das zweite kann der größte Mensch, und es gehört nur Stimme und Selbstsicherlichkeit zu dieser „Tat". Ich bin wahr gegen meine Brüder, wenn ich den Mut zu einer tätigen Hilfe habe, ich sage ihnen „die Wahrheit", wenn ich nicht über ihre Schwächen und Fehler ärgere, ohne selbst besser zu sein.

Darum tut das Wahrsein nie weh, es nützt und veredelt, aber die Wahrheit sagen ist lieblos und kann zu Trotz, Bitterkeit und Verzweiflung führen. Nur ganz große Seelen werden mit einer leisen Traurigkeit erwidern.

Eine gütige Hilfe ist zart und verstehend. Sie muß wirken, aber sie darf der Bedürftige ihrer bewußt wird. Sie ist mütterlich und selbstlos. Man ruht aus in ihr und wächst durch ihre segnende Kraft.

Idiosynkrasien.

Ihre Erklärung und ihre Bedeutung für die Heilkunde.

Die seltsamen körperlichen Reaktionserscheinungen, die bei bestimmten Personen durch die Aufnahme gewisser Nahrungsstoffe oder Genußmittel verursacht werden, und die man unter dem Namen der Idiosynkrasie zusammenzufassen pflegt, sind allgemein bekannt. Besonders verbreitet ist das Auftreten von Ausschlägen und von Hautjucken nach dem Genuß von Erdbeeren sowie von Muscheln und Krebsen. Die Erscheinungen können in verschiedener Stärke auftreten, vom leichten Unwohlsein bis zu heftigen Erkrankungen, die sich unter Umständen längere Zeit hinziehen und in ein chronisches Stadium übergehen können. Als Ursachen werden neben den erwähnten Eier und Milch sowie bestimmte Heilmittel genannt, die Folgen zeigen sich auch in starken Verdauungsstörungen, Erbrechen und verschieden hohem Fieber. Sogar Todesfälle sind beobachtet worden.

Eine Erklärung dieser sonderbaren Vorgänge fand sich erst, als die Lehre von der durch Behring entdeckten Anaphylaxie oder Ueberempfindlichkeit weiter ausgebaut wurde. Behring hatte ihr keinen allzu großen Wert beigemessen; erst nach fast zehn Jahren beschäftigte sich Richet eingehender mit ihr. Den gegenwärtigen Stand der Anschauungen von dieser in ihren Konsequenzen für die Medizin sehr bedeutsamen Erscheinung legt Dr. W. A. Collier in der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift" dar. Behring hatte beobachtet, daß Tiere, denen Diphtherietgift einverleibt worden war, auf den tausendsten bis einmilliontsten Teil einer Giftmenge stark antworteten, die für ein nicht vorbehandeltes Tier vollkommen unschädlich war, daß sie erkrankten und sogar starben. Durch die vorangegangene Behandlung war der tierische Körper gegen das betreffende Gift überempfindlich geworden.

Zu den allgemein anerkannten Tatsachen der pathologischen Biologie gehört heute die Immunität. Sie besteht darin, daß im Organismus nach dem Ueberstehen von Infektionskrankheiten eine Umstimmung eintritt, so daß eine neue Infektion überhaupt nicht oder doch nur in geringerem Grad erfolgen kann. Diese Veränderung kann man weder chemisch noch histologisch nachweisen; parallellaufend mit ihr, aber nicht mit ihr zu identifizieren, ist das Auftreten von Antikörpern oder Antistoffen. Die Ueberempfindlichkeit stellt nun den Gegensatz der Immunität dar. Sie ist keineswegs eine Ausnahme, sondern etwas durchaus Gesetzmäßiges und Regelmäßiges.

Ihr Wesen läßt sich am besten bei der Eiweißanaphylaxie und hier besonders an der Serum-Ueberempfindlichkeit beobachten. Wenn man einem Meerschweinchen ein artfremdes Serum, beispielsweise Katzenserum, einspritzt, so verträgt es diese ohne jede Reaktion. Wird jedoch nach einiger Zeit die Einspritzung mit dem gleichen Serum, auch in der allergeringsten Menge, wiederholt, so treten die heftigsten Reizerscheinungen auf. Sie bestehen in der Regel aus Krämpfen und Atemnot und können zu einem schockartigen Ende führen. Dabei erleidet das Blut die stärksten Veränderungen; seine Gerinnbarkeit nimmt z. B. wesentlich ab. Arm an farblosen Blutkörperchen setzt ein. Die Tiere gehen nach wenigen Augenblicken an Erstickung zugrunde und zeigen bei der Sektion aufgeblähte und starre Lungen, was durch Krämpfe der Bronchialmuskulatur hervorgerufen ist. Mitunter jedoch geht die Atemnot vorüber, und schon nach ganz kurzer Zeit sind die Versuchstiere munter und frisch wie vorher. Wird nach der Genesung die Injektion wiederholt, so tritt keinerlei Schädigung ein; die Tiere sind gegen die Ueberempfindlichkeit geschützt.

Der Eintritt der Anaphylaxie hängt von den verschiedensten Vorbedingungen, von Art und Größe der dem Tier einverleibten Dosen, von der Dauer des dazwischenliegenden Stadiums, von der Tierart usw. ab. Die Sensibilisierung kann durch Injektion, aber auch durch Verfütterung erfolgen, doch sind dabei die Ergebnisse nicht so regelmäßig und prägnant. Da unter Umständen der Weg auch durch die unverletzten Schleimhäute gehen kann, muß die Sensibilisierung auch durch Einatmung zu erzeugen sein; in der Tat kann man beobachten, daß Meerschweinchen, die längere Zeit in Pferdeställen gehalten werden, gegen Pferdeeiweiß anaphylaktisch geworden sind. Auch die Tatsache, daß bei Asthmatikern Anfälle ausgelöst werden können, wenn sie Pferdeställe betreten haben, muß damit zusammenhängen. Ebenso ist das Heufieber eine Krankheit, die auf Ueberempfindlichkeit beruht und auf ähnliche Weise entsteht. Mit den Immunitätsreaktionen hat die Ueberempfindlichkeit etwas sehr Wichtiges gemeinsam, nämlich daß sie sich leicht übertragen läßt. Wird z. B. ein Hund gegen Rinderserum überempfindlich gemacht, ihm Blut entzogen und das daraus gewonnene Serum einem anderen Hunde eingespritzt, so wird auch dieses Tier überempfindlich gegen Rinderserum, obwohl es früher niemals eine Spur davon eingespritzt bekommen hat.

Aus dem alles geht mit Klarheit hervor, daß körperfremdes Serum, das bei einer einmaligen Injektion ohne Reaktion ertragen wird, bei einer nochmaligen Einverleibung in denselben Organismus als Gift wirken kann. Da es sich dabei zum größten Teil um Eiweißbestandteile handelt, werden es diese sein, die in der Regel die besonderen Erscheinungen der Ueberempfindlichkeit hervorrufen. Auch artfremde Zellen von Tieren oder Pflanzen, die als solche gar nicht giftig wirken, können die Ueberempfindlichkeit eintreten lassen. So auch die Bakterien. Auf diese Weise läßt es sich verstehen, daß Bakterien, die an und für sich dem Körper gegenüber völlig indifferent sind und keinerlei Krankheitserscheinungen auftreten lassen, plötzlich stark giftig wirken. Es hat sich sogar die interessante Tatsache gezeigt, daß Zellen des eigenen Körpers eine starke Ueberempfindlichkeit eintreten lassen können, wenn sie in die Blutbahn gelangen.

Eine vollkommen befriedigende Erklärung für die Erscheinungen der Anaphylaxie hat sich bisher noch nicht finden lassen. Sicher ist nur, daß die allerengsten Zusammenhänge zwischen ihr und der Immunität bestehen. Trotz dieser Ungeklärtheit ist jedoch die Lehre von der Anaphylaxie bereits von großer Wichtigkeit in der gesamten Biologie der Krankheiten geworden. Die Ueberempfindlichkeit scheint eine große Rolle bei den Pocken, den Masern, dem Scharlach, bei Tuberkulose, Syphilis und anderen Infektionskrankheiten zu spielen. Die typische Anaphylaxie ist die Serumkrankheit, die ausschließlich durch Behandlung mit Seren entsteht, ebenso die Idiosynkrasien und das Heufieber. Die größte praktische Bedeutung gewann die Lehre von der Ueberempfindlichkeit durch die Tuberkulin-Diagnostik, die immer mehr an Ausdehnung gewinnt. Alle so überaus mannigfaltigen Anwendungsmethoden, bei denen es sich um die verschiedensten Reaktionsarten handelt, kommen immer auf die Ueberempfindlichkeitsreaktion des Körpers hinaus, der durch seine Krankheit gleichsam mit dem spezifischen Gifte sensibilisiert worden ist. So ist die Lehre von der Ueberempfindlichkeit und ihre Anwendung ein neuer Beweis, wie die Forschung dazu gelangt, biologische Vorgänge, die ein Gefahren für den Körper darstellen, zur Erkennung der Krankheiten zu verwenden und sie, selbst wenn sie ihrem Wesen nach noch nicht genau bekannt sind, der Heilung dienstbar zu machen. M. L.

Zu Diedrich Speckmanns 50. Geburtstag.

In dem stillen Fischerhude bei Bremen beging am 12. Februar der Heidedichter Diedrich Speckmann seinen 50. Geburtstag. Er ist aber einer, dem man solch Jubiläum noch nicht zutrauen möchte, ihm, der noch in seinem jüngsten Buch „Neue-Lohe" den Beweis erbrachte, daß nicht nählich die Zeit über ihn hinauswuchs, sondern daß er mitten inne steht, mit ihr, der Ewigjungen, jung geblieben ist. Wieviel kennen ihn, den gemütvollen, aufrechten Mann, und Tausende lieben ihn! Weshalb? Nun Diedrich Speckmann ist kein Dichterling von überfeiner Sensibilität und ahnungsschwerer Traumseligkeit, sondern aus dem gleichen Holze geschnitten, aus dem wir seine kernigen niedersächsischen Heidebauern kennen. Nein, nicht daraus geschnitten, sondern gewachsen, mit ihnen aus gleicher Wurzel, die sich tief hinabsenkt in heimatliche deutsche Erde und Art, an sie sich klammernd und aus ihr sich alle Zeit Kraft und neue Nahrung holend.

In frischer Freiheit wuchs der Pastorensohn in der Lüneburger Heide auf, durfte in ihr sich tummeln nach Herzenslust, und so verwuchs er mit seiner engeren Heimat von Jugend an aufs innigste. In dem Moordörfchen Gasberg nicht weit von Worpswede fand er nach seinen Studien- und Wanderjahren Anstellung als Pfarrer und lernte hier in seiner Gemeinde ganz anders noch in die Seele dieses unangekränkelten, durch und durch gesunden deutschen Stammes zu schauen. Und was er sah und erlebte, drängte und zwang ihn zur Gestaltung. So entstanden die ersten seiner Bücher „Heidjers Heimkehr" und „Hebbehof Lohe". Und während er schrieb und kündete von echt deutscher Art und schlichtem Christentum, vertiefte sich beides in ihm selbst, ward die Liebe zu den Menschen, die nicht nur in seinen Büchern, sondern um ihn leben, inniger, und in dieser Wechselwirkung ward er selbst größer. Und so empfing von ihm sein Lesepublikum immer reicher, und die Zahl seiner Freunde wuchs. Je fester er sich aber hineinlebte und schrieb in der Heidjer Denken und Art, desto weniger litt es ihn in der Großstadt Bremen, wohin er 1908 nach Aufgabe seines Pfarramtes, um die Spannung zwischen seinen Berufspflichten und dem inneren Drang nach Gestaltung zu lösen, übergesiedelt war. Noch vorher hatte er auf einer größeren Urlaubsreise in dem sonnigen Capri sein „Goldenes Tor" geschrieben, wohl das tiefste seiner Bücher. Dann folgte „Herzensheilige", jener Kranz sinniger Erzählungen. Inzwischen hatte er sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, sich ein eigenes Heim zu schaffen und wählte hierzu Fischerhude, ein schmuckes Bauerndorf, an Wald und Wasser gelegen. Die Erinnerung an Heidepastors Freud und Leid bringt seine Erzählung „Erich Heydenreichs Dorf" und in „Geschwister Rosenbrock" schildert er uns ergreifend die fürsorgliche Liebe zweier Geschwister, wie sie wohl innerlicher kaum gedacht werden kann. Zu Anfang des Krieges erschien der „Anerbe". Aber nun mußte auch Speckmann selbst an die Front und hat sich auf den verschiedensten Kriegsschauplätzen betätigt. Mit ihm zogen aber auch seine Bücher hinaus. Besonders die Feldausgabe von „Heidjers Heimkehr" war es, die, in vielen Tausenden von Exemplaren gelesen, immer wieder dem Dichter und Verleger dankbare Briefe zuführte. Gerade die tiefe Heimatdichtung, von der Sehnsucht nach Haus durchflutet, eignete sich für das Feld ganz besonders. Aus der geistigen Abgestumpftheit in die der Krieg uns Teilnehmer fast alle getrieben hatte, rettete sich Speckmann durch eine neue feine Erzählung, in der er am Beispiel des Martin Böker allen Leidensgenossen die Stille und die Arbeit als Heilmittel empfiehlt. Ein Mittel, das er selbst erprobte, indem er sich seine eigene Heidklause zu stiller Arbeit erbaute. So zog er sich scheinbar immer mehr zurück, aus seinem Pfarramt, aus der Stadt, schließlich in ein kleines Häuschen im Walde gelegen. Aber um so mehr tauchte er dadurch in das flutende Leben, suchte und fand er die starken Wurzeln seiner Kraft: Tiefe Liebe zu Heimat, kernige Bodenständigkeit, ernst-fröhliches Christentum. Das ist es auch, was seinen sämtlichen Büchern, die aus Anlaß seines 50. Geburtstages in einer schönen Gesamtausgabe erschienen sind, den einheitlichen Charakter wahrt. Mag man sogar eine gewisse Einseitigkeit des Schaffens darin erblicken, dies gerade aber ist seine Stärke. Er dilettiert eben nicht auf allen Gebieten herum, sondern was ihm selbst sein Tiefstes und Innerstes gab, das schenkt er weiter ans deutsche Volk. Dabei lacht aus all seinen Büchern ein sonniger, feiner, ursprünglicher Humor, der niemals billig und gemacht ist, sondern aus der Tiefe quillt und leuchtet.

Die Kleidung und ihre Bedeutung für Wärme und Arbeitsleistung.

Prof. Max Rubners jüngste Untersuchungen.

Wohl jeder Mensch hat am eigenen Leibe die Erfahrung gemacht, daß sein körperliches Behagen sehr oft von seiner Kleidung abhängt. Sobald und solange die Temperatur der unter der Kleidung liegenden Haut etwa 32 Grad beträgt, bedeutet diese Wärmeempfindung für die meisten Menschen ein Gefühl der körperlichen Behaglichkeit; der die Leiden Haut diese behagliche Wärme zu erhalten, ist nun, wie die jüngsten Untersuchungen Prof. Max Rubners über die Beziehungen der Arbeit und der Wärme zur Kleidung des Menschen darlegen, eine der Hauptaufgaben der gesunden und zweckmäßigen Kleidung. Denn nicht nur viele Lebensgewohnheiten des Menschen hängen mit der Art seiner Bekleidung zusammen; durch die Kleidung wird vor allem auch die Arbeitsleistung und der Arbeitswille bedingt. Das ist auch ganz natürlich, denn unsere Kleidung ist das Klima, das uns umgibt.

Betrachten wir ein Stück Kleiderstoff unter dem Mikroskop, so sehen wir, je nach der Art der Weberei des betr. Stoffes, einen dichten Urwald von Fasern und Fäserchen; in diesem Urwald soll nun aber auch eine tropische Temperatur herrschen, d. h. die 32 Wärmegrade, die, wie bereits erwähnt, für die meisten Menschen die Wärme-Behaglichkeitsgrenze bilden. Da unser Behagen diese 32 Wärmegrade im Winter so gut wie im Sommer bedarf, versteht es sich von selbst, daß es zunächst unsere Kleidung sein muß, die uns diese Wärme verschafft und erhält. Sie muß verhindern, daß im Winter Kälte an die Haut dringt, und ebenso es im Sommer ermöglichen, daß die von uns abgegebene Wärme rasch nach außen gelangt. Das Gefühl der Körperwärme suchen wir uns nun in der kalten Jahreszeit bekanntlich durch mehrere übereinanderliegende Stoffschichten, also durch Unter- und Oberkleider, zu erhalten. Gleichwohl ist der Stoff nicht der alleinige Wärmespender, denn „die Wärmehaltung", sagt Rubner, „rührt überwiegend von der eingeschlossenen Luft, erst in zweiter Linie vom Stoff, her." Freilich wird diese Luft durch den Stoff stark beeinflußt. Daß unsere Kleider uns wärmen, kommt daher, daß sie schlechte Wärmeleiter sind; sie erhalten also dem Körper schon deshalb die ihm behagliche Hautwärme. Nun ist unser „Kleiderklima" aber fast immer trockener als die Zimmerluft, und im Faserwald des Stoffes ist es zudem gewöhnlich windstill, denn die Kleiderluft, d. h. die Luft zwischen Haut und Kleidung, die die Kohlensäure und den Wasserdampf enthält, die unsere Haut abscheidet und die nach außen befördert werden müßten, bewegt sich nur langsam. Eine gewisse mäßige Bewegung der Kleiderluft ist aber zu unserer

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19220218016/fragment/page=0005

Wärmebehaglichkeit unbedingt nötig; deshalb kann gute, gesunde Kleidung auch reichlich luftgefüllte Hohlräume, sogar bis zu 80 und 85% aufweisen, womit sie, nebenbei bemerkt, immer noch vom Tierpelz übertroffen wird, der bis zu 97% Luft in sich schließt. Man sieht also, daß es im Grunde gar kein leichtes Ding ist, eine Bekleidung anzufertigen und zusammenzustellen, die dem Körper gesundes Behagen verschafft.

Sehr wichtig ist es, zu verhindern, daß die Kleidung feucht oder naß und dadurch der Raum zwischen Haut und Kleidung mehr oder weniger luftleer wird, wie es nicht selten vorkommt, wenn Schweiß — schon eine verhältnismäßig geringe Schweißmenge kann diesen Zustand hervorrufen —, anstatt zu verdunsten, die Kleider durchfeuchtet, so daß wir schließlich ein deutliches Nässegefühl verspüren. Dieses Nässegefühl nicht aufkommen zu lassen, ist deshalb besonders wichtig, weil gerade die Feuchtigkeit des Kleiderklimas das Körperbehagen und damit die Arbeitslust am allerstärksten beeinflußt. Um nun dieser durch die Feuchtigkeit entstehenden Luftleere an der Haut vorzubeugen, ist es nötig, die Haut mit Stoffen zu umgeben, die möglichst luftdurchlässig sind. Daher wird man für die der Haut unmittelbar anliegende Stoffschicht Wolle der Baumwolle und Trikotgewebe dem leinenen Hemdenstoff vorziehen. Es darf nie vergessen werden, daß es eben gerade diese unterste Stoffschicht ist, von der in erster Linie unser Kleiderklima abhängt oder, besser gesagt, reguliert wird. Deshalb soll auch das Hemd aus zweckentsprechendem Stoffmaterial bestehen, denn die Ausscheidung des Wasserdampfes wird zu allererst von der Durchlässigkeit des Hemdenstoffes gefördert. Warum die der Haut unmittelbar anliegenden Kleidungsstüde porös sein müssen, zeigen die Zahlen einer von Rubner angestellten Untersuchung. Ein nackter Mensch scheidet innerhalb einer Stunde und bei 33 Grad Wärme 73 Gramm Wasser ab, ein bekleideter unter denselben Verhältnissen jedoch 91 Gramm. Ist demnach die Kleidung nicht sehr porös, so wird diese bald feucht werden; die Folge ist die bereits erwähnte Luftleere, die wiederum das Nässe- und Kältegefühl nach sich zieht.

Eine weitere Bedingung für die Erhaltung des Behagens im Arbeitskleid ist die, daß die Luftbewegung in der Kleidung gefördert wird. Die beste und gesündeste Art der Lüftung erfolgt durch den Wind. Es braucht kein stark fühlbarer Wind zu sein, von dem wir unsere Kleider durchwehen lassen; schon ein ganz schwacher Luftzug genügt, um die Verdunstung zu steigern und die Durchfeuchtung der Kleider zu verhindern. Im Zimmer und während der Arbeit in der Werkstätte ist freilich die Bewegung der Kleiderluft in der Regel nicht möglich, und daher kommt es denn auch, daß Zimmer- und Werkstättenarbeit so viel weniger Kleiderbehaglichkeit schaffen als Arbeit im Freien, wo die ziemlich vollständige Verdunstung des Schweißes — aber natürlich auch nur bei geeigneter Kleidung — besonders den Ruhezustand nach der Arbeit behaglich macht.

In jedem Beruf kann unzichtige Kleidung die Leistungskräfte vorzeitig herabsetzen und zweckmäßige Kleidung die Arbeitslust fördern. Wenn unmittelbar nach der Arbeit die Kleider schweißdurchnäßt sind und dadurch der Körper gerade im Zustand der Erschöpfung und ersten Ruhe stark abgekühlt wird, kann sich natürlich kein Ruhebehagen einstellen. Aus diesem Grund ist es auch nicht gesund, zur Arbeit alte, abgenutzte Kleider anzuziehen, die durch Schmutz u. dgl. ihre Luftdurchlässigkeit verloren haben. Viele Menschen sind ja leider gezwungen, während der Arbeit alte Kleider zu tragen, aber man sollte auch immer bedenken, daß unsere Kleidung eine lebensnotwendige Ergänzung unserer Haut darstellt, und daß die Haut, je mehr sie arbeitet, desto reiner sein muß. Alte Arbeitskleidung sollte also zum mindesten immer sehr rein gehalten werden.

„Ungezählte Arbeitsstunden gehen einer Nation durch die Mängel der Kleidung verloren," sagt Rubner. Das ist ein Satz, den man sich fest ins Gedächtnis prägen sollte. Hat es doch gewiß jeder von uns oft und oft am eigenen Leibe empfunden, wie körperlich verstimmend oder aufmunternd die Kleidung auf uns wirken kann, welches Unbehagen wir fühlen, wenn wir zu leicht oder zu schwer gekleidet sind, und wie arbeitsunfähig wir in unrichtiger Kleidung werden. — Jedenfalls wäre es vor allem anderen sehr segensreich, wenn es der Industrie gelänge, gesunde und dabei auch verhältnismäßig billige Arbeitskleider herzustellen. Die zweckmäßigkeit unserer täglichen Arbeitskleider ist heute für Deutschland lebenswichtiger, als die Schönheit unserer Luxuskleider.

Jagd und Jägerei im deutschen Volksliede.

Von
Dr. Hans Benzmann.

(Nachdruck verboten.)

Still bleibt es heute auch im Herbst in den bunten Wäldern, einsam im Nebel liegen die Lichtungen, liegt Moor und Knick. Nur dann und wann hallt der scharfe Knall einer Jagdbüchse durch den Tann und weckt wohl auch ein leises Echo. Einst war es anders. Da ging die Jagd wie ein Götterzug lustig und übermütig, mit Peitschenknall und Hundegebläff, mit Trara und Rossegewieher durch den Wald, über Heide und Hügel hinweg, durch Schilf und Dickicht. Und ein altes wundervolles Lied klingt auf, ein Lied, dessen Melodie das Herz im Busen hüpfen macht, als ziehe es Waldluft und uralte Lebenslust, den kräftigen Atem der deutschen Natur, der alten gesunden Zeit ein.

Ein Jäger aus Kurpfalz,
Der reitet durch den grünen Wald,
Er schießt das Wildbret her,
Gleichwie es ihm gefällt.
Ju ja, ju ja.
Gar lustig ist die Jägerei
Allhier auf grüner Heid!
Allhier auf grüner Heid . . .

Und wie im Traum verklingt das frische Lied, die Zweige schlagen über den Jäger zusammen, Lied und Horn verhallt in der klaren kühlen Herbstluft. Wehmütig lauschen wir dem unsterblichen Liede nach. Die wellen Herbstblätter fallen über Deutschland das alte Lied, Jägerlust und frische Freude sind verklungen . . .

Das deutsche Lied ist ganz besonders reich an Jagd- und Jägerliedern. Und, wie ich schon betonte, immer klingt eitel urwüchsige unmittelbare Freude an edlem Weidwerk, am freien Jägerleben in mancherlei volkstümlichen Weisen und schelmischen Reimereien, in denen man schon das Jägerhorn und das Gebläff der Hunde zu hören vermeint, aus diesen munteren Liedern.

Ich liebe nichts mehr als Jagen allein
Das Jagen soll allzeit mein Eigentum sein.
Sobald nun Aurora die Felder bemalt,
So blas ich ins Jagdhorn, daß alles erschallt:
He, he he he, ha, ha, ha, ha!
Die Hunde anhetze,
Das Jagdhorn ansetze,
Daß alles erschallt.

So beginnt ein Jägerlied aus dem Jahre 1470, in welchem in eigenartiger Weise — im Geschmack der Renaissance — die antike Mythologie hineinklingt. gerade solche zeitlichen Beziehungen steigern die Stimmung ungemein. Renaissance, Barock und Rokoko — in diesen Kunststilen sind auch die alten, in Schilf und Tannicht versunkenen Jagdschlösser gehalten, die romantischen Schlößchen mit den Jagdhorn blasenden Jägerputten, mit den vielen Geweihen im Forwerk, die Fassaden umrankt von Weinlaub und Efeu.

Oder aber das Jagdlied schildert nicht so sehr die laute Fröhlichkeit der Jagenden, sondern die heimliche, einsame Lust am Weidwerk. In solchen Liedern kommt dann die ganze innige Freude des Deutschen an der Natur, am Walde und allem seinem Wesen, insbesondere an seiner Frische, an den rauschenden Bäumen, den schwaywenden und singenden Vögeln, den scheuen Tieren zum Ausdruck. Köstlich humorvoll und anschaulich wird gerade die Eigenart der verschiedenen Tiere in Volksliedern geschildert.

Wenn ich seh' die Rehlein scherzen
Und die Hirschlein Paar für Paar,
So gefällt es mir von Herzen,
Wenn ich seh' die liebe Schar,
Sobald springet hier und dort,
Bald still steht,
Bald still springt, bald laufet fort.
Kommt ein Has und tut mich sehen,
Ist es meine größte Freud'.
Er vor Schrecken still bleibt stehen,
Meint, es sei sein letzte Zeit;
Er kehrt um, salviert sich bald
Wiedrum,
Wiedrum in den dicksten Wald usw.

So heißt es ebenfalls in einem alten Jägerlied, das in Sachsen und Schlesien seit 1465 bekannt ist. Aber eine eigentliche Herbststimmung, typisch in den Farben des Herbstes und der kühlen Luft oder in dem öfter und dichter erscheinenden Nebel findet man nicht in diesen Liedern. Trotzdem umweht uns der hohe Sommer und der beginnende, sich langsam durchsetzende Herbst in unmittelbarster Fühlbarkeit in vielen dieser Lieder, auch wenn die Schilderung eine sommerlich allgemein gestimmte ist. Wenn die Jagd den Wald durchdringt, dann geht der Sommer zu Ende, die Nebel steigen und die Bäume werden gelb und rot. Übrigens ist in den älteren deutschen Jagdliedern noch die Rede von der Jagd auf Bären. Drastisch wird der brummende, schwerfällige Gesell in einem Jagdlied aus dem Jahre 1474 vom Jäger gestellt:

Was hör' ich brummen? Dein Leben
So viel ich vernummen, Aufgeben
Es hauet Wird müssen gar bald.
Und schauet Seht nun wie er hauet.
Der Bär aus dem Wald. Wie grimmig aufschauet:
Ich scheue kein Brummen Puff knallet,
Wirft mir nicht entkummen. Erschallet,
Der wilde Bär fallet.

Und in einem anderen Liede heißt es gar:

Löwen, Bären, Panthertier,
Wilde Schwein und Tigertier
Sind nicht frei
Vor dem Blei
der edlen Jägerei.

*

Eine besondere Art des Jägerliedes bildet das Liebeslied des Jägers. Auch dieses beginnt zumeist mit einer frischen munteren Schilderung der Jägerei, eines Jagdausfluges, eines einsamen Rittes durch den Wald. dann aber findet der Jäger auf grüner Heide eine frische Gesellschaft von Knaben und Mägdlein:

Es ritt ein Jäger wohlgemut
Wohl in der Morgenstunde,
Wollt jagen in dem grünen Wald
Mit seinem Roß und Hunde.
Und als er kam auf grüne Heid,
Fand er seines Herzens Lust und Freud.
Im Maien am Reihen
Sich freuen alle Knaben und Mägdelein.

Der Kuckuck ruft, der Aurhahn pfeift,
Dazu die Turteltauben,
Da fing des Jägers Rößlein an
Zu schnarchen und zu schnauben.
Der Jäger dacht in seinem Mut:
Das Jagen das wird werden gut.
Im Maien am Reihen
Sich freuen alle Knaben und Mägdelein.

Oder aber der Jäger findet in dem grünen Laubrevier die Geliebte selbst oder ein fremdes Mägdlein, um dessen Liebe er wirbt. Das Mägdlein wird ihm dann das zu erjagende Wild. Diese Motive kehren in Abwandlung und mit anderen — allgemeinen Motiven des Liebes-Volksliedes — z. B. dem Ringmotiv (Was zog er von den Händen fein. gab ihr ein rot Goldringelein) häufig in diesen Liedern wieder. Aber nicht immer glücklich enden diese Liebeslieder. Sie beginnen mit Juchheirassa und die letzten Verse klingen aus mit der schwermütigen Weise von den „Drei Lilien, drei Lilien, die pflanzt er auf ihr Grab". Und oft endet die wilde Jägerliebe wie eine schaurige Ballade:

Der Reiter, der Reiter
Zog aus kein blankes Schwert,
Und stach den wilden Jägersmann
Wohl nieder zu der Erd',
Mit Juchheirassassa.

Aber war nicht auch in dem alten Liede vom Jäger aus Kurpfalz (1477) die Rede von Liebe und Liebeslust? Und wieder summt uns die schöne kräftige Weise zärtlich und vertraulich ins Ohr und ins Herz:

Huberius auf der Jagd,
Der schoß ein Hirschlein und ein Has.
Er traf ein Mädchen an
Und das von achtzehn Jahr.
Ju ja, ju ja.
Gar lustig ist die Jägerei
Allhier auf grüner Heid!
Allhier auf grüner Heid . . .

Die Bausteine des Weltgebäudes.

Von **W. Riehoff, Halle (Saale).**

Zwei Großtaten menschlichen Geistes sind im verflossenen ersten Viertel dieses Jahrhunderts auf deutschem Boden gewachsen. Neben der speziellen und allgemeinen Relativitätstheorie Einsteins, kann die Lehre vom atomistischen Aufbau des Weltalls als die zweite Großtat der letzten Jahrzehnte bezeichnet werden. Wie es öfters geschieht im wissenschaftlichen Leben, verhindert die geistige Großtat eines Forschers die Entwicklung auf der andern Seite. Die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts förderte zwar eine große Zahl neuer elektrischer Wirkungen zutage, wie die Wärmewirkungen, die chemischen Zersetzungen und die magnetischen Beeinflussungen. Soweit es sich aber um die Erklärung dadurch hervorgerufener Anziehungen und Abstoßungen handelte, standen alle Erklärungsversuche im Zeichen der Fernwirkungstheorie Newtonscher Provenienz. Die Autorität des überragenden Forschers Newton hinderte die Entwicklung der Atomtheorie. Erst der geniale Außenseiter Autodidakt Faraday führte eine genaue Anschauungsweise in der Physik ein, das ist die Nahewirkungs- und Feldtheorie. Nachdem sein Landsmann Maxwell diesen Vorstellungen die mathematische Form gegeben hatte, war die Basis geschaffen, die zur Entwicklung der Atomtheorie führte, die es heute bereits zur Stufe praktischer Experimente gebracht hat und deren weitere Entwicklung zu vielseitigen ungeahnten Erfolgen auch für das praktische Leben führen kann.

Die Materie, das ist experimentell nachgewiesen, erfüllt den Raum nicht continuierlich, lückenlos; alle künstlichen oder natürlichen Stoffe sind aus sehr kleinen mit unsern Augen nicht sichtbaren Bausteinen, den Atomen aufgebaut. Es gibt 87, wenigstens bisher festgestellte Sorten von Bausteinen, diesen Atomen. Stoffe, die nur aus einzigen Sorten von Atomen aufgebaut sind, heißen Elemente, solche aus mehreren Sorten von Atomen heißen Verbindungen. Die Atome sind nicht unteilbare Bausteine, wie ihr sächsischer beibehaltener, schon von den Griechen erkannter Name sagt, sondern es sind nur ganz bestimmt große Bausteine.

Die Atome sind nun keineswegs hypothetisch, sondern ihre Existenz ist ebenso sicher wie die eines sinnlich wahrnehmbaren Gegenstandes. Es ist eine wichtige Errungenschaft der modernen anorganischen Wissenschaft, die Existenz von Atomen mit derselben Sicherheit festgestellt zu haben, wie die organische Naturwissenschaft, z. B. die Existenz von Bakterien. Die anorganische Wissenschaft kann auch mit exakten Daten aufwarten. Ein Wasserstoffatom hat z. B. einen Durchmesser von 10—8 Zentimeter, d. i. der hundertmillionste Teil eines Zentimeters, seine Masse beträgt den quadrillionsten Teil von 1 Gramm. In einem Gramm Wasserstoff sind etwa 10 Drillionen einzelne Atome enthalten, also 10 Billionen mal mehr als Menschen auf der Erde wohnen, ein Tropfen Wasser ist im Vergleich zu diesen kleinsten Körperteilchen ein Weltall. Wir kennen diese Zahlen, die hier nur rund angegeben sind, auf 1 Prozent genau. Sie sind nach ca. 10 verschiedenen Methoden gefunden worden.

Die Atome lassen sich einzeln zählen wie Nüsse und Eier, ein solcher Zählapparat ist folgendermaßen konstruiert. Ein Glasgefäß ist an seinem oberen Ende plangeschliffen. Die plangeschliffene Oeffnung ist durch eine in der Mitte durchlochte Glasplatte verschlossen. Ueber die Oeffnung ist ein Mikroskopdeckglas, d. h. ein sehr dünnes Glasplättchen luftdicht gekittet, das auf seiner Innenseite einen diamantdünnen Schliff trägt. Innerhalb des Glasgefäßes befindet sich auf einer Kupferplatte eine Spur radioaktiver Substanz. Diese leitendert in Intervallen durch die Infiloer gepumpte Glasröhre mit großer Geschwindigkeit (200 000 Km. pro Sekunde) Heliumatome. Trifft ein solcher Atom auf den diamantdünnen Schliff auf, so bemerkt man unter dem Mikroskop ein Aufblitzen. Das im Blickfeld des Mikroskops (0,1 mm) durch das Auftreffen des Heliumatoms auf den Diamantdünnschliff hervorgerufene Aufblitzen erfolgt in gewissen Pausen, und man kann so die von der radioaktiven Substanz ausgeschleuderten Heliumatome direkt zählen. Es gibt aber noch andere zuverlässige Methoden, um die Atome zu zählen. Ein Zweifel an der Existenz der Atome, ihrer Masse, ihrer Anzahl in 1 Gr. Wasserstoff ist nicht mehr weiter gestattet als an der Existenz irgend eines sinnlich wahrnehmbaren Dinges.

Die Atome bauen in besonders regelmäßiger Weise die Kristalle auf. Vermittels der Durchleuchtung der Röntgenstrahlen kann man erforschen, wie die Atome in Kristallen angeordnet sind. In einem Steinsalzwürfelchen von 1 mm Dicke sind längs einer Würfelkante von 1 mm Länge 1,8 Millionen solcher elementaren Würfel angeordnet.

Die 87 Elementarerne sind wieder aufgebaut aus zwei Sorten von Bausteinen, den Atomen der positiven und negativen Elektrizität, den Positiven und negativen Elektronen. Die beiden Elektrizitäten, sie sind die beiden Urstoffe, aus denen alle anderen Stoffe aufgebaut sind. Man kann den Aufbau jedes Atoms aus Elektronen experimentell mit Hilfe von Röntgenstrahlen bestimmen. Die Masse der negativen Elektronen ist etwa 2000 mal kleiner als die eines Wasserstoffatoms. Das Wasserstoffatom besteht aus einem positiven und negativen Elektron, das Heliumatom aus 2 + und 2 — Elektronen, das Uranatom aus 92 + und 92 — Elektronen. Die positiven Ladungen drängen sich zu einem Atomkern zusammen, während die negativen in Ringen rings um den Kern angeordnet sind. Die negativen rotieren billionenmal pro Sekunde um den Kern. Um jedes Atom ist nochmals ein Sonnensystem aufgebaut, also ein Universum im Kleinen. Das Verhältnis eines Durchmessers eines Elektronen des Atomkernes zum Durchmesser des äußeren Ringes ist von gleicher Ordnung wie das Verhältnis des Durchmessers der Erde zum Durchmesser des Sonnensystems. Wir sehen also auch hier in der Welt der kleinen Dimensionen, daß die Materie im Raum dünn gesät ist. Von einem solchen Elektronen zum Atomdurchmesser vergrößert sich die Dimension um das 100 000fache und doch sind 10 Quadrillionen solcher kleinen Sonnensysteme in 1 Gr. Wasserstoff zusammengedrängt. Unfaßbar für das menschliche Vorstellungsvermögen.

Wir hatten bereits gesehen, daß die Elektronen an Masse nur ungefähr 1800—2000 Teile des Kernes sind, also hat auch der Kern die überwiegende Bedeutung bei der Energieausstrahlung. Es spricht nun manches dafür, daß die Wasserstoffkerne am Kernaufbau der Atome teilnehmen, eine Vorstellung, die durch Versuche des englischen Gelehrten Rutherford bestätigt wird. Dieser bombardierte Stickstoffatome mit Alphastrahlen von großer Geschwindigkeit und konnte dabei Teilchen aus ihnen herausschneiden, die bei näherer Untersuchung sich als Wasserstoffkerne erwiesen. Damit ist zum ersten Mal die Umwandlung eines chemischen Elementes mit Mitteln menschlicher Experimentierkunst geglückt, ein Fall, der wissenschaftlich von größtem Interesse ist.

Scheint sich der Traum der mittelalterlichen Alchimisten verwirklichen zu wollen. Gold ist ein Element so gut wie Stickstoff und Wasserstoff. Rutherford hat den Stickstoff in Wasserstoff verwandelt; wenn wir ein Element in ein anderes zu verwandeln vermögen, so würde es doch ebenfalls möglich sein, Gold aus anderen Elementen herzustellen. Aber so weit sind wir trotz Rutherfords Experimente noch lange nicht. Die Bedeutung dieses Experiments ist nur eine rein theoretische und zieht vorläufig keinerlei praktische Konsequenzen nach sich. Von 10 Milliarden Zusammenstößen zwischen Alphastrahlen und Stickstoffkernen wirft nämlich nur immer einer zertrümmernd und Wasserstoff bilden. Die Aussicht, isolierte oder seltene Elemente, aus billigen und verbreiteten Elementen herzustellen, liegt noch in nebelgrauer Ferne; ebenso die unerschöpfliche technische Ausnutzung der Atomenergie, die die milliardenfache der Verbrennungsenergie ist, wird nicht sobald zu Wirklichkeiten ausreifen.

Nichtsdestoweniger ist aber die Kulturwelt, einerseits durch die Einsteinsche Relativitätstheorie, andererseits durch andere Kenntnis über den atomistischen Aufbau des Weltgebäudes einen Schritt aufwärts und vorwärts gekommen, wohl der bedeutendste seit Newton. Die Physik strebt unverkennbar nach einem einheitlichen Weltbilde, nach der Zusammenfassung alles physikalischen Geschehens unter ein großes Gesetz. Was schon Häckel vorahnend als das große Substanzgesetz bezeichnet hat. Die Verschmelzung von Mechanik und Elektrodynamik, von Physik, Chemie und Mineralogie beginnt. Die Naturerkenntnisse bauen sich auf einheitlicher Basis auf. Eine neue Epoche hebt an und wir Kinder des 20. Jahrhunderts haben die Genugtuung, die Morgenröte, deren Aufleuchten zu sehen.

D. **Deutsche Ausgrabungen in Griechenland.** Aus Augsburg wird uns geschrieben: Wie im Verein der Freunde des humanistischen Gymnasiums mitgeteilt wurde, hat sich der bekannte Archäologe und Gelehrte Professor Dörpfeld in Jena mit seinem Schwiegersohn nach Griechenland begeben, um auf Korfu zum Zwecke der genauen Feststellung der Insel Korfu als der Phäakeninsel Homers Ausgrabungen bezw. wissenschaftliche Forschungen zu unternehmen. Bezeichnend ist für die gewaltsame Verhetzung Griechenlands gegen Deutschland im Weltkriege, daß der Gouverneur von Korfu den Schwiegersohn Dörpfelds als Vertreter der ruhmreichen tapferen deutschen Armee umarmte und in Griechenland herzlich willkommen hieß sowie jede Förderung der wissenschaftlichen Arbeiten zusagte.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19220218016/fragment/page=0006